

3. Band

Jeder Band ist vollständig abgeschlossen. 20 Pf. (20 Heller / 30 Centimes)



# Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

3. Band

Das Rätsel am Spieltisch



Jetzt öffneten sich die Augen des Detektivs weit, es spiegelte sich in ihnen eine fieberhafte Spannung wider. Es war, als käme es Sherlock Holmes darauf an, ob der Fremde jetzt noch einen Tausendfrancschein aus dem Portefeuille herausziehen würde.



**Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs**

**Band 2**

**Das Rätsel am Spieltisch**



# **Inhalt**

1. Kapitel - Drei Telegramme	7
2. Kapitel - Der Mord im Hotel de Paris	25
3. Kapitel - Doppelter Verdacht	37
4. Kapitel - Sherlock Holmes arbeitet	47
5. Kapitel - Am grünen Tisch	59
6. Kapitel - Die verschleierte Dame	70
7. Kapitel - Die Verhaftung	76
8. Kapitel - Maître Ganache	91



# 1. Kapitel

## Drei Telegramme

*Mr. Sherlock Holmes, Baker Street, London.*

*Sofort abreisen. Erwarte Sie morgen Abend. Monte-Carlo, Hotel Paris. Wenn nicht pünktlich dort, werde Opfer eines Verbrechens werden. Retten Sie Ihren Freund  
Frederic Woodville*

Sherlock Holmes stand in seinem Schlafzimmer vor einem kleinen an der Wand hängenden Spiegel und rasierte sein hageres Gesicht, als Harry Taxon ihm dieses Telegramm überbrachte.

Er befahl Harry, dasselbe zu öffnen und ihm vorzulesen.

»Au«, rief Sherlock Holmes und zog das Messer schnell zurück, »ich habe mich geschnitten. Merke dir, Harry, dass man niemals von dem Inhalt eines Briefes oder einer Depesche Kenntnis nehmen soll, wenn man gerade das Rasiermesser über die Wange oder über das Kinn führt. Gib mir ein wenig Wasser und den Alaunstift. So, es hört schon auf zu bluten. Und jetzt, Harry, während ich meine Toilette vollende, schlage das Kursbuch auf und sieh nach, wie wir am schnellsten nach Monte-Carlo kommen.«

Harry eilte ins Nebenzimmer und holte ein dickleibiges Kursbuch herbei und zugleich eine Karte, die er vor sich auf dem Tisch ausbreitete. Er suchte emsig darauf, aber, wie es schien, ohne Erfolg.

»Harry, wenn du ein tüchtiger Detektiv werden willst«, rief Sherlock Holmes, indem er seine einfache Krawatte vor dem Spiegel knotete, »so musst du vor allem ein guter

Geograph werden. Ein Mensch, der die Erde, die er von Verbrechern und anderem Gesindel reinigen soll, nicht kennt, kommt mir vor wie ein Blinder, den man mutterseelenallein auf einem Marktplatz stehen lässt. Wir werden am besten tun, wenn wir das nächste Paketboot, welches den Kanal kreuzt und nach Frankreich hinübergeht, benutzen. Wie spät ist es jetzt?«

»Sieben Uhr, dreizehn Minuten früh«, gab Harry Taxon zur Antwort, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte.

»Da kommen wir noch bequem zum Zug zurecht«, rief Sherlock Holmes, während er in die Ärmel seines Rockes hineinfuhr. »Der Zug verlässt um acht Uhr, zehn Minuten Victoria Station, um neun Uhr, fünf Minuten werden wir in New Haven eintreffen und das Paketboot für Dieppe besteigen. Wir werden mithin«, Sherlock Holmes entledigte sich seiner gestickten Pantoffel und zog die Straßenschuhe an, »wir werden mithin, da die Fahrt bei gutem Wetter acht Stunden dauert, etwa um sechs Uhr nachmittags in Frankreich sein. Und jetzt, Harry, sieh einmal die Verbindung zwischen Dieppe und Paris nach. Mrs. Bonnet, mein Frühstück, wenn ich bitten darf – schnell, schnell!«

Die letzten Worte hatte Sherlock Holmes zur Tür hinausgerufen, und es dauerte nicht lange, so brachte Mrs. Bonnet, die alte Wirtschafterin, das Gewünschte herein.

»Dieppe – Paris«, sagte Harry, »Schnellzug um ein Uhr mittags.«

»Können wir nicht brauchen. Weiter.«

»Sechs Uhr, siebenunddreißig Minuten von Dieppe ab«, verkündigte Harry, »neun Uhr, fünfundfünfzig in Paris.«

»Bravo«, rief Sherlock Holmes. »Jetzt darfst du dafür frühstücken, denn das Übrige kann ich dir so ungefähr aus dem Kopf hersagen. In Paris haben wir eine volle Stunde Zeit, welche wir zum Speisen benutzen werden. Übrigens müssen wir auch auf den Lyoner Bahnhof. Um Punkt elf Uhr geht der Luxus-Express-Train ab, der in der Riviera-saison die Verbindung zwischen Paris und Monte-Carlo herstellt. Dieser Zug geht über Lyon, Avignon, Marseille, Toulon, Cannes, Nizza und Monte-Carlo. Und wenn er sich nicht, was höchstens selten passiert, verspätet, so müssen wir morgen Abend neun Uhr auf dem Bahnhof in Monte-Carlo und um neun Uhr, zehn Minuten im Hotel de Paris sein, wo wir Lord Frederic Woodville oder seine Leiche finden werden.«

Viel länger als die Auseinandersetzung der Reiseroute dauerte das Frühstück nicht, welches Sherlock Holmes an diesem Morgen einnahm. Auch Harry sputete sich, da er die Kinnbacken seines Herrn und Meisters in rastloser Tätigkeit sah, und erhob sich sofort, als Sherlock Holmes vom Tisch aufstand.

»Was soll ich mitnehmen?«, fragte Harry.

»Unser Reisekoffer ist ja immer gepackt«, antwortete Sherlock Holmes, »und der enthält alles, was wir zur Ausübung unseres Berufes brauchen. Wirf also nur noch in die Ledertasche einige frische Wäsche, während Mrs. Bonnet einen Wagen holt, der uns nach Victoria Station bringen wird.

Leben Sie wohl«, sagte Sherlock Holmes zehn Minuten später zu seiner Wirtschafterin, indem er ihr die Hand reichte. »Halten Sie, wie immer, die Türen meiner Zimmer gut verschlossen. Niemand hat das Recht, dieselben zu be-

treten. Vermutlich werde ich spätestens in acht Tagen wieder in London sein. Ankommende Briefe oder Depeschen senden Sie mir innerhalb der nächsten fünf Tage nach Monte-Carlo postlagernd unter dem Namen Thomas Smith. Auf Wiedersehen, Mrs. Bonnet.«

Sherlock Holmes eilte die Treppen des Hauses hinab. Er betrat die Straße, und Harry hielt den Kutschenschlag schon geöffnet.

»Mr. Sherlock Holmes, ein Telegramm für Sie!«

Ein Messenger-Boy, einer jener vielen Knaben, die in London das Austragen der Depeschen besorgen, da der Engländer es unnötig findet, für dergleichen leichte Dienste die Kraft eines Erwachsenen in Anspruch zu nehmen, tauchte vor Sherlock Holmes auf und reichte ihm aus seiner roten Ledertasche ein Telegramm.

Noch ehe Sherlock Holmes den Wagen bestieg, erbrach er die Depesche und las:

*Gefahr eminent, wenn Sie nicht morgen 9 Uhr in Hotel de Paris, Monte-Carlo – Katastrophe unvermeidlich.*

Sherlock Holmes faltete die Depesche zusammen und steckte sie in die Brusttasche seines Rockes, dann sprang er in den Wagen hinein. Der Kutscher ließ seine Pferde im schnellsten Trab gehen, denn Harry Taxon hatte ihm eingeschärft, dass er spätestens acht Uhr vor Victoria Station halten müsse.

Es fehlten aber noch fünf Minuten bis acht Uhr, als der Detektiv und sein jugendlicher Begleiter ausstiegen, und mit der größten Ruhe konnten sie in dem Zug, der für die Passagiere nach New Haven bereitstand, Platz nehmen.

Die kleine Hafenstadt New Haven wurde fahrplanmäßig erreicht und bald nach der Ankunft befanden sich Sherlock Holmes und Harry Taxon an Bord des Paketbootes. Ersterer legte sich, nachdem sie ihre Sachen in der Kajüte geborgen hatten, in einen der Klappstühle, die auf Deck standen, und Harry nahm an seiner Seite auf einem kleinen aufstellbaren Sessel Platz.

Es war ein wundervoller sonniger Wintertag, wie man ihn an der Küste Englands selten hat. Es lag kein Nebel auf der ruhigen spiegelglatten See, über welcher sich der hellgraue Himmel wölbte.

Heute, am 17. Februar, war der Reiseverkehr nicht allzu groß, während diese Paketboote, welche die schnellste und angenehmste Verbindung zwischen der englischen und französischen Küste herstellen, im Frühling, Sommer und wohl auch im Herbst unleidlich überfüllt sind. Die meisten Passagiere hatten es überdies vorgezogen, unten in dem behaglichen Restaurationsraum zu bleiben, während Sherlock Holmes oben auf Deck seine kurze Pfeife rauchte und ab und zu mit Harry einige Worte wechselte.

»Darf ich mir jetzt die Frage erlauben, Mr. Sherlock Holmes«, sagte Harry, nachdem sie etwa eine Stunde lang auf Deck gegessen hatten, »welche Bewandnis es eigentlich mit dem Telegramm hat, das Ihr heute Morgen während des Rasierens erhalten habt, und zu dem auch sicherlich die zweite Depesche gehörte, die Ihr beim Besteigen des Wagens in London in Empfang nehmt?«

»Fragen darfst du eigentlich nicht«, antwortete Sherlock Holmes, während er sich aufs Neue seine Pfeife stopfte, »aber da ich wünsche, dass du über diesen Fall orientiert bist, so werde ich die Muße, die wir während der Über-

fahrt haben, benutzen, dir mitzuteilen, was du über die Sache wissen sollst. Bevor ich jedoch meine Erklärungen beginne, wünsche ich einige Fragen an dich zu richten.

Ich habe ein Telegramm aus Monte-Carlo bekommen, nach dessen Empfang ich mich sofort entschlossen habe, abzureisen. Findest du das nicht ein wenig unvorsichtig von mir? Könnte es nicht eine Falle sein, um mich für einige Zeit aus London zu entfernen?«

»Ich denke mir«, erwiderte Harry, »dass Ihr, Mr. Sherlock Holmes, nicht abgereist wäret, wenn Euch nicht irgendetwas in der Depesche unzweifelhaft bewiesen hätte, dass ihr Inhalt ernst gemeint sei.«

»Bravo, mein Junge«, rief Sherlock Holmes, »du triffst ins Schwarze hinein. Erinnerst du dich, dass es in der Depesche hieß: ›Retten Sie Ihren Freund Frederic Woodville‹?

Nun siehst du, Harry, das Wort Freund muss unbedingt in jeder Depesche vorkommen, welche ich von Woodville erhalte, so ist es zwischen mir und Lord Frederic Woodville verabredet. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre es mir gar nicht eingefallen, einen Schritt aus dem Haus zu tun.«

»Ihr wusstet es schon, dass sich Lord Woodville in Monte-Carlo befand?«, fragte Harry.

»Ja, ich wusste es. Er hat mir vor seiner Abreise mitgeteilt, dass er sich vier Wochen in Monte-Carlo aufhalten würde, oder vielmehr, ich habe ihm den Rat erteilt, dort hinzugehen und wenigstens vier Wochen dort zu bleiben.«

»Lord Frederic hatte also Veranlassung, London zu meiden?«

»Er hatte sie.«

»Wird er von der Polizei verfolgt?«

»In diesem Fall hätte ich ihm doch gewiss keinen Rat gegeben, wie er sich verbergen sollte. Nein, Lord Frederic besitzt einen unversöhnlichen Feind, der ihm seit zwei Jahren beständig nach dem Leben trachtete. Nicht weniger als viermal hat es jener schon versucht, den Lord zu beseitigen.

Vor zwei Jahren, als Lord Frederic sich auf dem Weg von Bombay nach Southampton befand, wurde in der für ihn bestimmten Kajüte, kurz bevor das Schiff den Hafen von Bombay verließ, ein starker Karton mit der Bitte abgegeben, denselben in die Kajüte des jungen Lords zu stellen. Der Karton enthielt eine letzte Überraschung für ihn, die ihm ein Freund zugedacht hatte.«

»Lord Frederic hat sich also längere Zeit in Indien, aufgehalten?«

»Er hat Indien bereist, um sich das Wunderland gründlich anzusehen«, antwortete Sherlock Holmes. »Du musst nämlich wissen, dass Lord Frederic sehr reich ist. Noch vor zwei Jahren hieß er Baronet Frederic Woodville. Da starb plötzlich sein Vater, und Frederic erbte von ihm den Lordtitel und ein ungeheures Vermögen. Der Tod seines Vaters war auch der Grund, weshalb er seinen Aufenthalt in Indien unterbrechen musste. Kaum erreichte ihn die Nachricht von dem Ableben seines Vaters, als er sich in Bombay einschiffte, um mit der COLUMBIA nach England zurückzukehren.«

»Ich ahne bereits«, unterbrach Harry den Erzählenden, »in diesem Karton befand sich ein Sprengstoff. Der unversöhnliche Feind, den Lord Frederic Woodville hat, hoffte,

dass die Höllenmaschine in demselben Augenblick, in welchem der junge Edelmann den Karton öffnete, explodieren und ihn in Stücke zerreißen würde.«

»In Indien hat man für solche Zwecke Besseres als eine Höllenmaschine, welche sehr schwer zu konstruieren ist und nicht immer ganz sicher funktioniert«, nahm Sherlock Holmes wieder das Wort. »Als Sir Frederic sich anschickte, den Karton zu öffnen, hörte er plötzlich im Inneren desselben ein verdächtiges Rascheln. Vielleicht wusste er damals schon, dass er verfolgt würde und dass man es auf sein Leben abgesehen hatte. Kurz, er war vorsichtig genug, den Kapitän und den Arzt herbeizurufen. Er zeigte ihnen den Karton und machte sie darauf aufmerksam, dass in demselben nach seiner Meinung eine oder mehrere Ratten eingesperrt seien. Der Kapitän bohrte nun vorsichtig ein kleines Loch mit seinem Taschenmesser in den Deckel des Kartons und blickte hinein. Was er in dem Karton sah, veranlasste ihn, denselben in den Maschinenraum hinab tragen zu lassen und den Befehl zu geben, den Karton vierundzwanzig Stunden lang in eine der Abzugsrohren des Dampfkessels hineinzuhängen. Da diese Abzugsrohre beständig von siedendem Wasser umspült werden, kann natürlich nichts Lebendes längere Zeit darin bestehen.

Nach vierundzwanzig Stunden wurde der Karton wieder auf Deck gebracht und da man das verdächtige Rascheln nicht mehr hörte, wurde er geöffnet. Man fand darin drei Kobras – drei von jenen furchtbaren Giftschlangen

Indiens, deren Biss unbedingt tötet. Die Reptilien waren selbstverständlich tot, und man warf sie über Bord ins Meer.«

Sherlock Holmes machte eine kleine Pause in seiner Er-

zählung, legte sich bequem in seinem Lehnsessel zurecht und fuhr dann in seiner Erzählung fort.

»Sir Frederic hätte durch diesen Vorfall gewarnt sein sollen, aber jedenfalls war er der Meinung, dass ihm nur in Indien Gefahr drohe und nicht auch in England. Er bewegte sich ungeniert in London und machte in fast unverzeihlicher Nachlässigkeit den Fehler, mich nicht sofort von dem seltsamen Vorfall, der sich auf der COLUMBIA abgespielt hatte, zu unterrichten.

Vier Monate nach seiner Ankunft in London wurden in der Regent Street zwei Schüsse auf ihn abgegeben, als Lord Frederic in seinem Coupé durch die Straße fuhr. Eine der Kugeln verwundete den Kutscher leicht, die andere zertrümmerte beide Fensterscheiben des Coupés, verletzte aber den Lord, der tief in dem Polster des Wagens lehnte, nicht im Geringsten.

Der Attentäter wurde leider nicht ermittelt. Damals herrschte in der Regent Street ein starker Menschenverkehr, und der nach übereinstimmender Aussage von Augenzeugen wie ein Fleischergeselle gekleidete Attentäter war plötzlich in einem der Häuser oder im Menschengewühl verschwunden.

Acht Tage später entdeckte Sir Frederic in einer Pastete, die ihm sein Koch vorgesetzt hatte, eine Stecknadel, die wahrscheinlich dazu bestimmt war, ihm den Magen zu durchbohren. Der Koch wurde verhaftet. Der Mann bewies aber, dass er die größte Sorgfalt auf die Zubereitung der Pastete verwendet hatte. Es war klar, dass die Stecknadel wirklich nur durch ein Versehen in den Pastetenteig hineingekommen sei, oder dass sie ein Individuum, das zur selben Zeit Fische zum Kauf in der Küche angeboten

hatte, in den Teig bugsiert haben müsse.

Ich persönlich glaube an die Schuld dieses unbekanntem Fischhändlers. Der Koch wurde noch vor dem Hauptverfahren in Freiheit gesetzt.

Lord Frederic wurde es hierauf ein wenig ungemütlich in London, und er wollte nach Paris gehen, um sich dort ein wenig zu zerstreuen. Auf dem Weg von Havre, in dem Schnellzug, der für Paris bestimmt ist, nahm er in einem Coupé erster Klasse Platz, und zwar allein. Auf einer Zwischenstation stieg ein elegant aussehender schwarzbärtiger Mann zu ihm ins Coupé ein, grüßte höflich und nahm ihm gegenüber Platz. Plötzlich, als der Zug in schnellster Fahrt begriffen war, warf sich der Schwarzbärtige auf den Lord und versuchte ihm ein Dolchmesser in die Brust zu stoßen. Die Spitze des Messers glitt aber an der Schnalle des Hosenträgers, den Lord Frederic trug, ab. Der junge englische Edelmann, der außerordentlich kräftig ist, hatte Geistesgegenwart genug, das Handgelenk seines Gegners zu packen und es so heftig herumzudrehen, dass das Dolchmesser der mörderischen Hand entfiel. Im nächsten Moment gab Lord Frederic das Notsignal. Aber bevor der Zug hielt, hatte der Schwarzbärtige die Coupétür aufgerissen und war aus dem Zug hinausgesprungen. Man fand zwar Fußspuren des Schurken, doch derselbe war im nahen Wald verschwunden und wurde, trotzdem sogleich die ganze Gendarmerie der Ortschaft auf die Beine gebracht wurde, nicht entdeckt.

Nach einigen Monaten kehrte Lord Frederic aus Paris wieder zurück. Kaum aber hatte er Woodville House bezogen, so brach eines Nachts eine fürchterliche Feuersbrunst aus. Lord Frederic, der aus dem Bett sprang, um

sich zu retten, fand die Tür seines Schlafzimmers verschlossen und vor seinem Fenster ein Eisengitter, das sich am Abend vorher noch nicht vor demselben befunden hatte.«

»Wie lässt sich denn dies erklären, Mr. Sherlock Holmes?«, fragte Harry Taxon.

»Ziemlich einfach. Während der junge Lord fest schlief, hat man von außen das Eisengitter vor dem Fenster befestigt. Das Fenster des Schlafzimmers ging auf den Garten hinaus, sodass die Verbrecher ungestört arbeiten konnten. Es gibt Eisengitter, welche nicht in die Mauer eingelassen, sondern angeschraubt werden, ohne dass das Mauerwerk wesentlich geöffnet zu werden braucht.«

»Und wie entkam der Lord der Gefahr?«

»Die Feuerwehr war glücklicherweise schnell zur Stelle. Einige beherzte Männer eilten auf die jammernden Versicherungen des Kammerdieners, dass sein Herr sich noch im Schlafzimmer befände, mit Rauchhelmen versehen durch die Flammen, schlugen die Tür ein und trugen Frederic bewusstlos und halb erstickt ins Freie hinaus. Der junge Lord wurde gerettet.

Das war das fünfte Attentat, das man in einem Zeitraum von noch nicht zwei Jahren gegen sein Leben unternommen hatte.

Ich habe Sir Frederic gekannt, als er noch ein ganz junger Mann war«, fuhr Sherlock Holmes nach einer kleinen Pause fort. »Ich hatte Gelegenheit, seinem Vater einmal einen Dienst zu leisten, der alte Lord schätzte mich sehr, und ich war oft Gast in seinem Haus.

Als ich nun von jener Feuersbrunst las und von der Gefahr, in welcher Sir Frederic geschwebt, und mich an die

vier anderen höchst merkwürdigen Zufälle erinnerte, die das Leben des jungen Mannes bedroht hatten, da hielt ich es für meine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass er eines Tages kopfüber gehen würde, denn mir war sofort klar, dass Lord Frederic von einem unversöhnlichen Feind verfolgt würde. Ich begab mich zu ihm ins Hotel Royal, in welchem Lord Frederic eine Flucht Zimmer bewohnte, während die Feuerschäden in Woodville House ausgebessert werden sollten. Der junge Lord empfing mich freudig überrascht. Er sah brillant aus, gesund und kraftvoll, wie ein Mann von dreißig Jahren, der durchaus keine Sorgen hat.

›Ah, Sie sind es, Mr. Sherlock Holmes?‹, rief er, indem er mir die Hand schüttelte, ›das ist für mich eine große Freude, Sie einmal wiederzusehen.‹

›Ich komme in Geschäften zu Ihnen, Mylord‹, antwortete ich ihm, ›mich führt nämlich die Absicht her, Sie zu warnen.‹

›Ah, ich verstehe – Sie haben die Ereignisse verfolgt, mit denen ich in den letzten achtzehn Monaten in unangenehme Berührung kam. Nun ja, Mr. Sherlock Holmes, man verfolgt mich, und ich glaube nicht, dass ich meinen Verfolgern entgehen werde.‹

›Wie, das wissen Sie, Lord Frederic, und Sie setzen sich nicht zur Wehr? Treffen keine Vorbereitungen für Ihre Sicherheit?‹

›Ich weiß, dass alles, was ich tun könnte, mich vor den geplanten Verbrechen doch nicht beschützen würde‹, gab er mir ernst zur Antwort, und seine schönen blauen Augen füllten sich mit einer gewissen Wehmut.

›Was wollen Sie, mein Freund, fünfmal bin ich dem si-

cheren Tod entgangen, vielleicht glückt es mir noch ein sechstes oder siebentes Mal, aber dann wird mich die Mörderhand doch erreichen.<

›Ich glaube nicht,<, antwortete ich, ›dass ein Mensch in einem Staat wie dem unseren sich so ruhig abschlachten zu lassen braucht.<

›Gegen diejenigen, die mir nach dem Leben trachten, gibt es keinen Schutz.<

›So fliehen Sie einige Zeit aus der Welt, leben Sie irgendwo unter anderem Namen. Vertrauen Sie keiner Person an, wer Sie seien, wohin Sie sich begeben und wie Sie sich nennen wollen.<

›Und wenn ich zu den Eskimos entfliehe, wo man überhaupt keinen Namen braucht,<, stieß Lord Frederic hervor, ›sie würden mich doch finden!<

›Sie? Wer sind diese sie?<

Der Lord schwieg. Er senkte das Haupt mit dem licht gewellten, sorgsam gescheitelten blonden Haupthaar auf die Brust und blieb so während einiger Minuten fast regungslos. Mir schien es, als kämpfe er innerlich mit sich selbst, ob er mich tiefer in das Geheimnis eindringen lassen sollte, das vernichtend auf ihm ruhte. Natürlich setzte ich sofort den Hebel an, um den Lord zum Sprechen zu bringen, denn wirklich – mir ist sehr viel an dem Leben dieses vortrefflichen jungen Mannes gelegen, und dann – sein Vater war mein Freund.

›Mylord – ich will gern für Sie alles tun, was ich vermag, aber lassen Sie mich nicht hier mit unsichtbaren Feinden fechten. Wer es auch immer sei, bezeichnen Sie mir den Mann, von dem Sie glauben, dass er Sie unversöhnlich hasst und Ihnen nach dem Leben trachtet.<

Frederic hob den Kopf empor und blickte mich fest und ruhig an. Im selben Moment wusste ich, dass ich es niemals von ihm erfahren würde.

›Ich weiß es nicht, Mr. Sherlock Holmes‹, antwortete Sir Frederic, ›ich kenne diesen Mann nicht. Ich habe keine Vermutungen über seine Persönlichkeit.‹

Jede weitere Frage in diese Richtung erübrigte sich also von selbst. ›Wollen Sie dann wenigstens einen Vorschlag annehmen, den ich Ihnen machen werde?‹

›Von Herzen gern, Mr. Sherlock Holmes!‹

›Bleiben Sie nicht in London‹, riet ich ihm entschieden, ›reisen Sie sogleich ab. Jetzt ist die schönste Zeit an der Riviera, gehen Sie nach Nizza, Monte-Carlo – wohin Sie wollen, nur bleiben Sie nicht hier. Teilen Sie niemand Ihren Reiseplan mit‹, fuhr ich fort, ›halten Sie sich in Monte-Carlo auf, denn ich nehme an, dass Sie sich an der Spielbank zerstreuen werden. Legen Sie sich dort aber einen falschen Namen bei, ich verspreche mir davon Erfolg. Die Zwischenzeit werde ich benutzen, um mich mit Ihrer Angelegenheit ein wenig zu beschäftigen.‹

›Ganz wie Sie wollen, Mr. Sherlock Holmes, denn ich sehe keinen Grund ein, Ihren Vorschlag abzulehnen! In London ist es langweilig genug und dann – gibt es eine Person, die mich gebeten hat, mit ihr an die Riviera zu gehen. Deshalb sehen Sie mich auch‹, der Lord lächelte, ›so schnell bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen!‹

›Eine andere Person?‹

›Der ich außerordentlich zugetan bin‹, fuhr Lord Frederic fort, und sein hübsches Gesicht strahlte. ›Kennen Sie Miss Nancy Elliot?‹

›Die schöne Schauspielerin vom Her Majesty Theater?‹

Die ist mir bekannt.<

›Sie ist – meine Freundin, wir sind uns sehr zugetan. Nancy wünscht, mit mir zu reisen, ich werde also mit ihr nach Monte-Carlo gehen.<

Ich legte mein Gesicht in nachdenkliche Falten.

›Sind Sie auch sicher, Mylord<, fragte ich ihn mit leiser Stimme, ›dass Nancy Elliot mit Ihren Feinden in keinerlei Verbindung steht?<

Da lachte der junge Edelmann aus vollem Hals. ›Verzeihen Sie, Mr. Sherlock Holmes<, sagte er, indem er mir die Hand drückte, ›Sie sind ein sehr ernster Mann, der berühmteste Detektiv der Welt, aber Sie verfallen in denselben Fehler, wie die meisten Detektive, und sehen in der harmlosesten Person einen Verbrecher. Wenn Nancy mein Leben mit dem ihren erkaufen könnte, würde sie es ohne Zögern tun. Ich versichere Ihnen, dass Nancy meine volle Zuneigung besitzt, dass ich sie innig liebe, wenn Sie es so wollen.<

›Trotzdem würde ich Sie bitten, auch Nancy Elliot erst dann die Mitteilung zu machen, dass Monte-Carlo Ihr Reiseziel ist, wenn Sie sich unterwegs befinden. Versprechen Sie mir das, Mylord?<

Der Lord reichte mir sogleich die Hand und rief: ›Das verspreche ich Ihnen, Mr. Sherlock Holmes!<

›Versprechen Sie mir weiterhin, dass Sie bei einer Ihnen drohenden Gefahr mich sofort zu sich berufen werden?<

›Auch das verspreche ich Ihnen, denn glauben Sie nur nicht, Mr. Sherlock Holmes, dass mir an meinem Leben nichts gelegen wäre. Im Gegenteil, noch niemals ist mir das Dasein so schön und lebenswert vorgekommen als jetzt, da ich Nancy, dieses edle, vortreffliche Herz, mein

Eigen nenne, da ich mich der Gesellschaft dieser herrlichsten aller Frauen erfreuen darf. Deshalb werde ich Sie als Retter und Helfer sofort zu mir berufen, falls ich aus gewissen Anzeichen auf eine nahe Gefahr schließen müsste.«

›Sie werden mir in diesem Fall drahten‹, fuhr ich fort, ›und ich werde sogleich zu Ihnen eilen. Um aber sicher zu sein, dass das Telegramm von Ihnen stammt, lassen Sie in demselben das Wort Freund unbedingt erscheinen.‹

›Das Wort soll in meinem Telegramm nicht fehlen, doch hoffe ich, dass ich Sie nicht werde bemühen müssen.‹

›Es ist also abgemacht‹, rief ich, ›Sie reisen, Mylord?‹

›Morgen‹, antwortete er und drückte mir dabei nochmals die Hand. Er dankte mir für meine Fürsorge und ich verließ ihn.«

»Ohne also zu wissen, wer eigentlich der Todfeind des Lords sei?«, fragte Harry.

»Ohne es zu wissen!«

»Und Ihr habt in der Zwischenzeit nichts hierüber ermittelt?«

»Nun vielleicht doch einiges, wenn auch ziemlich Unbedeutendes. Das ist aber vorläufig noch nicht spruchreif, Harry, und du würdest mir einen Gefallen tun, wenn du jetzt in die Kajüte hinuntergehen und für dich und mich steifen Grog besorgen wolltest. Der Wind bläst hier oben auf Deck energisch!«

Ohne jede Verspätung, ja noch fünf Minuten vor der angesetzten Zeit, fuhr das Paketboot in den Hafen von Dieppe ein. Sherlock Holmes und Harry begaben sich sogleich zum gegenüberliegenden Bahnhof und bestiegen den Schnellzug nach Paris.

Sherlock Holmes verriet eine gewisse Ungeduld wäh-

rend der Fahrt. Sobald der Zug auf einer Station nur dreißig Sekunden länger hielt, als der Aufenthalt im Kursbuch angegeben war, öffnete er das Fenster und fragte den Kondukteur fast zornig, weshalb man denn nicht weiterfahre. Trotzdem fehlte keine Minute an der vorgeschriebenen Zeit, als der Schnellzug in die Bahnhofshalle in Paris einlief.

Sherlock Holmes nahm einen Wagen und fuhr mit Harry sogleich zum Lyoner Bahnhof hinüber. Es war zehn Uhr, zwanzig Minuten als sie im Wartesaal erster Klasse saßen und Sherlock Holmes ein reichliches Diner bestellte.

»Der Riviera-Expresszug!«, meldete ein Beamter, indem er die Türen des Wartesaals öffnete, »Lyon, Avignon, Marseille, Toulon, Cannes, Nizza, Monte-Carlo, einsteigen bitte!«

Sherlock Holmes und sein Famulus schritten auf den Perron hinaus, Harry trug die Ledertasche, der Koffer war als Personengut aufgegeben worden.

»Erster Klasse nach Monte-Carlo«, wandte sich Sherlock Holmes an den Kondukteur.

»Bitte, Monsieur, steigen Sie nur ein«, erwiderte der Beamte, indem er die Tür des Coupés öffnete.

»Sherlock Holmes! Sherlock Holmes! Sherlock Holmes!«, rief ein Uniformierter, indem er in atemloser Hast über den ganzen Perron eilte. »Wo ist Sherlock Holmes?«

In diesem Moment richtete sich Sherlock Holmes kerzengerade auf. Noch niemals hatte Harry seinen Herrn so bleich, so unbeweglich gesehen.

»Hier ist Sherlock Holmes«, rief Harry, »was wünschen Sie von ihm?«

»Ein Telegramm!«, gab der Beamte zur Antwort.

»Geben Sie her«, versetzte Harry, indem er dem Mann ein kleines Trinkgeld einhändigte. »Soll ich es öffnen, Mr. Sherlock Holmes?«

»Nein, noch nicht – steigen wir ein!«

Es war bereits höchste Zeit, die Plätze einzunehmen, denn schon wurde die Coupétür geschlossen. Der Detektiv und Harry ließen sich auf dem weichen Polster nieder. Sherlock Holmes hatte Harry die Depesche abgenommen und hielt sie in seiner knöchernen Hand, während er seine Blicke auf dem kleinen Papier ruhen ließ, als wollte er es durchbohren. Der Zug setzte sich in Bewegung. Klappernd, rasselnd, unter den gellenden Pfiffen der Lokomotive verließ er die Halle des Lyoner Bahnhofes, um nach dem Süden zu eilen.

»Wir kommen zu spät, Harry«, rang es sich von den Lippen Sherlock Holmes', »ich weiß es. Doch jetzt müssen wir erst recht so schnell wie möglich in Monte-Carlo eintreffen.«

Dabei öffnete er das Telegramm, und mit ruhig klingender Stimme las er, den nichts überraschen konnte, weil er alles voraussah.

*Mr. Sherlock Holmes, London. Lyoner Bahnhof, Riviera Express.*

*Lord Frederic Woodville um vier Uhr nachmittags in seinem Zimmer ermordet – kommt sofort!*

*Nancy Elliot.*

## 2. Kapitel

### Der Mord im Hotel de Paris

Man behauptet allerdings, dass in Monte-Carlo, dort, wo der Marmorpalast der Spielbank von Rosen und Palmen umkränzt emporragt, ein Menschenleben weniger Wert hätte als auf einem anderen Platz der Erde, weil die Unglücklichen, die sich am grünen Platz der Erde, weil die Unglücklichen, die sich am grünen Tisch ruiniert haben, in der Verzweiflung oft keinen anderen Ausweg kennen als den Tod durch eigene Hand. Aber trotzdem hatte der an Lord Frederic Woodville im Hotel de Paris verübte Mord ungeheures Aufsehen hervorgerufen.

Lord Woodville war überall, wo er sich zeigte, eine auffallende und beliebte Erscheinung gewesen. Sein hoher Wuchs, seine frische männliche Art, sich zu geben, hatte ihm viele Freunde erworben. Er hatte aber auch als Spieler das Interesse auf sich gelenkt, da er mit jener Nonchalance, welche sofort den wirklich reichen Mann verrät, bedeutende Summen auf die Spielfelder des grünen Tisches niedergelegt und nicht einmal eine Miene verzogen hatte, wenn der Croupier mit seiner verhängnisvollen Harke dieselben einraffte.

Im Hotel de Paris war der Lord außerordentlich beliebt und angesehen gewesen, denn nicht nur im Verkehr mit den übrigen Gästen des Hotels, mit denen er zur Dejeuner- und Dinerstunde zusammzutreffen pflegte, sondern auch im Umgang mit dem Personal, vom Direktor bis zum geringsten Liftboy herab, hatte er sich durch seine persönliche Liebenswürdigkeit alle Herzen gewonnen.

Auch die Begleiterin des Lords hatte ungemein interessiert. Miss Nancy Elliot war eine vollendete Schönheit, ein Weib, ganz geschaffen, sowohl das Auge der Männer wie der Frauen zu entzücken. Ein hoher, graziöser Wuchs, ihre harmonische Formenfülle, ihr rotblondes Haar, das mit den so lebhaften, großen, dunklen, träumerischen Augen im Kontrast stand, der Ruf, der ihr als Schauspielerin vorrangig: Das alles hatte wohl in mancher Männerbrust einen gewissen Neid auf Lord Frederic entstehen lassen, der dieses Weib sein Eigen nannte.

Dass Miss Elliot nicht die Gattin, sondern nur die Freundin des Lords war, spielte in Monte-Carlo nur eine untergeordnete Rolle. Man ist dort an das Erscheinen unvermählter Paare, die in den intimsten Beziehungen zueinanderstehen, zu gewöhnt, als dass man der Elliot einen Vorwurf daraus gemacht hätte.

Übrigens wussten die beiden in jeder Weise das Dekorum zu wahren. Der Lord hatte im Hotel de Paris für sich selbst drei Zimmer belegt: ein Schlafzimmer, einen Salon und ein herrliches Zimmer, in welchem er rauchte und arbeitete.

Miss Elliots Gemächer lagen neben denen des Lords, doch so, dass ihr Schlafzimmer an den Salon anstieß. Außerdem verfügte sie noch über ein Toilette- und Badezimmer und über einen reizenden kleinen Damensalon.

Die allgemeine Beliebtheit des Paares war in der letzten Zeit dadurch ganz besonders zum Ausdruck gekommen, dass Fürst Albert von Monaco den Lord eines Tages empfangen hatte, und dass Miss Nancy Elliot in das Damenkomitee eines bevorstehenden Balls zum Besten einer für die Küste Monacos geplanten Rettungsstation berufen

worden war.

Man kann sich also vorstellen, welche ungeheurere Sensation es erregte, wie viel Mitleid und Teilnahme es hervorrief, als sich plötzlich am 18. Februar, nachmittags kurz nach vier Uhr, in Monte-Carlo die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitete: Lord Frederic Woodville ist ermordet worden!

Der Polizeipräfekt von Monte-Carlo begab sich auf diese Nachricht hin sogleich ins Hotel. Begleitet von den gewief-testen Detektiven, an denen es auf der Stätte der Spielbank keinen Mangel gibt, traf er im Hotel de Paris ein und stellte dort folgenden Tatbestand fest:

Lord Frederic Woodville hatte am Vormittag die Spielbank besucht und gerade an diesem Tag eine Summe von etwa fünfunddreißigtausend Franc gewonnen. Nachlässig hatte er die Banknoten in seine Brieftasche geschoben, hatte dann ein wenig promeniert und war gegen zwölf Uhr mittags nach Hause gekommen.

Da der Lord auf Anraten Mr. Sherlock Holmes' Dienerschaft nach Monte-Carlo nicht mitgenommen hatte, so war ihm einer der Kellner des Hotels, ein ungemein gewandter junger Mann, gewöhnlich bei der Toilette behilflich.

Dieser half dem Lord auch jetzt, sich für das Dejeuner anzukleiden, und um halb zwei Uhr erschien Lord Woodville mit Nancy Elliot am Arm im Speisesaal, wo beide in heiterster Laune die Mahlzeit einnahmen. Man hörte das Paar beraten, ob man nicht bei dem wunderbar warmen Wetter am Nachmittag einen Ausflug nach Kap Martin machen wollte, doch fiel dem Lord ein, dass er einen Brief zu schreiben hätte, der ihn an sein Zimmer bannte. Nancy

Elliot bedauerte lebhaft, dass sie dadurch um einen schönen Ausflug käme, und sogleich erbot sich die Familie des französischen Oberst Legardin, mit welcher sie im Hotel bekannt geworden war, sie nach Kap Martin mitzunehmen. Die Gattin des Obersten versicherte in liebenswürdiger Weise, dass es ihr ein außerordentliches Vergnügen sein würde, in ihrer Gesellschaft die Spazierfahrt zu unternehmen. Nancy blickte den Lord fragend an, und dieser nahm für sie mit größtem Dank die Einladung an. Das schöne junge Weib mit dem rotblonden Haar verließ also gegen zwei Uhr das Hotel de Paris und bestieg mit der Familie des Obersten die harrende Equipage, die sich bald mit ihren Insassen nach jener traumhaft schönen, ins blaue Meer sich erstreckenden Halbinsel in Bewegung setzte, auf welcher auch die Exkaiserin Eugenie von Frankreich eine wunderbare Villa besitzt.

Der Lord hatte sich indessen in seine Gemächer zurückgezogen und befand sich an seinem Schreibtisch in dem sogenannten Rauchzimmer.

Um drei Uhr, vierzig Minuten, berief er noch durch die elektrische Klingel den Kellner zu sich und bat ihn um einen schwarzen Kaffee. Dieser wurde ihm gebracht, und als sich der Kellner zurückzog, hörte er deutlich, wie der Lord hinter ihm die Tür abschloss.

Im Hotel de Paris ging indessen alles seinen gewöhnlichen Gang. Man hörte keinen Lärm, kein Schreien, man bemerkte auch keinen fremden Menschen in den Räumen des riesigen Hotels, kein Individuum, das nicht etwa in das vornehme Haus hineingehört hätte.

Um drei Uhr, fünfundfünfzig Minuten begann dann plötzlich im Büro des Hoteldirektors das Telefon zu läu-

ten. Der Direktor begab sich an den Apparat und fragte, wer da sei. Hierauf antwortete eine männliche Stimme: »Begeben Sie sich sofort nach dem Arbeitszimmer des Lord Frederic Woodville, Sie werden dort den Lord vor seinem Schreibtisch ermordet auffinden!«

»Ich verbitte mir solche Scherze«, erwiderte der Direktor, »ich werde übrigens feststellen lassen, von welcher Station aus Sie gesprochen haben, und werde Sie belangen!«

»Man gibt Ihnen die Versicherung, dass es sich durchaus um keinen Scherz handelt. Lord Woodville ist soeben durch einen Dolchstoß mitten ins Herz hinein getötet worden. Hoffentlich haben Sie jetzt verstanden – Schluss!«

Der telefonische Apparat gab das übliche Schlusszeichen, und der Direktor wandte sich halb erschreckt, halb ärgerlich wieder seinem Schreibtisch zu. Aber das soeben geführte Gespräch ließ ihm doch keine Ruhe und nach einigen Minuten forderte er seinen Sekretär, den Portier des Hotels und den Oberkellner auf, ihm zu folgen. Diese Männer begaben sich in das erste Stockwerk, in welchem die Gemächer des Lords lagen. Der Direktor klopfte an die Tür des Rauchzimmers, er erhielt aber keine Antwort.

Er wurde dringlicher, und als noch immer nicht das gewünschte Entrez! sich hören ließ, probierte er, die Tür selbst zu öffnen, fand dieselbe jedoch von innen verschlossen. Von innen, denn offenbar steckte inwendig der Schlüssel, da es dem Direktor nicht gelang, durch das Schlüsselloch in den Raum hineinzusehen. Der Direktor ließ sofort den Maschinenschlosser des Hotels holen und befahl ihm, die Tür ohne Weiteres aufzumachen. Der Anblick, der sich den Eintretenden darbot, war so fürchter-

lich, dass selbst die starken Männer minutenlang wie zu Stein erstarrt dastanden, ehe sie das Schreckliche zu fassen und zu begreifen vermochten.

Lord Woodville saß vor einem Schreibtisch. Sein Haupt war auf die Platte desselben gesunken, seine Arme hingen schlaff herab. Über seine Brust hatte sich ein Blutstrom ergossen, der sich über das linke Bein fortsetzte und auf dem Teppich ein dunkles Rinnsal bildete.

Die Kästen des Schreibtisches waren weit geöffnet und verschiedene Gegenstände waren sowohl über den Schreibtisch gestreut als auch auf den Teppich geworfen. Unter anderem blitzten auch einige Louis d'or goldfunkelnd den eintretenden Männern entgegen.

»Barmherziger Gott«, schrie der Direktor auf, »es ist wahr – er ist ermordet – tot! Tot!«

Der Direktor war zu dem Sessel vor dem Schreibtisch geeilt, hatte den Körper des Lords umschlungen und denselben sanft zurückgebeugt. Aber ein einziger Blick in die gebrochenen Augen, auf das wachsgelbe Gesicht und in die erschlafften Züge genügte ihm, zu sehen, dass hier keine Hilfe mehr möglich sei.

Der Polizeipräfekt von Monte-Carlo traf so schnell wie möglich, von seinen Detektivs begleitet, ein. Indessen war es fünf Uhr geworden.

Man hatte den Toten in derselben Stellung, in der man ihn gefunden, gelassen, und auf den ausdrücklichen Befehl des Direktors war nichts im Zimmer verrückt worden, und keiner der Gegenstände, die auf dem Schreibtische oder auf dem Teppich lagen, war von unberufenen Händen berührt worden.

Über die Persönlichkeit Lord Frederic Woodvilles und

die seiner Begleiterin brauchte der Direktor des Hotel des Paris dem Präfekten keine Aufschlüsse zu geben, da der Beamte Lord Frederic persönlich gekannt hatte. Der Präfekt wusste sogar, dass Sir Frederic Woodville am Vormittag dieses Tages eine größere Summe an der Spielbank gewonnen hatte. Davon war er durch einen seiner Geheimagenten, die in allen möglichen Verkleidungen die Spieler beobachten und ihre Verluste und Gewinne annähernd registrieren, benachrichtigt worden.

Der Präfekt, ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, groß und schlank, mit einem Henriquate, ging, nachdem er das Schicksal des Lords tief bedauert hatte, mit allem Eifer an die Aufgabe, den geheimnisvollen Knoten dieses rätselhaften Verbrechens zu lösen. Es war ihm angenehm, dass jetzt gerade ein Arzt eintraf, denn er wünschte von diesem Genaueres über die Art der Todeswunde zu hören.

»Es ist klar«, sagte der Doktor, nachdem er die Wunde nur flüchtig in Augenschein genommen hatte, »der Lord ist mit einem schmalen geschmeidigen Dolchmesser getötet worden – wahrscheinlich mit einem sogenannten italienischen Stilett. Der Stoß ist von rückwärts geführt worden. Die Hand des Mörders ist über dem Haupt des Lords hinweg geglitten und hat dann mit großer Sicherheit zugestoßen. Es dürfte eine Herzkammer durchbohrt worden sein.«

»Wenn das der Fall ist, Herr Doktor«, wandte der Präfekt ein, »so muss es mich wundern, dass ein so starker Blutverlust erfolgt ist. So viel ich mich erinnere, findet bei derartigen Verwundungen eine innere Verblutung statt.«

»Gewiss«, antwortete der Arzt, »wenn aber die Klinge sehr schnell aus der Wunde herausgerissen wird, so

schießt das Blut nach, wie wir Ärzte zu sagen pflegen. Hinzu kommt noch, dass der Lord in dem Augenblick, in welchem er starb, nach vorn gestürzt ist, sodass sein Oberkörper eine schräge Lage mit der Wunde angenommen hat, welche dem Blut ermöglichte, einen Ausweg zu finden.«

Der Präfekt stellte dann fest, dass die Kästen des Schreibtisches nicht gewaltsam geöffnet, sondern einfach mithilfe des Schlüssels, den der Lord selbst in seiner Tasche getragen hatte, aufgeschlossen worden waren. Der Mörder musste also den Schlüssel aus der Tasche genommen haben.

»Ohne Zweifel ein Raubmord?«, fragte der Arzt den Präfekten, indem er auf die am Boden liegenden Goldstücke deutete.

»Ohne Zweifel«, gab der Polizeipräfekt zur Antwort, »denn sehen Sie, wir können bei dem Lord außer einigen Goldstücken in der Börse, die dem Mörder des Mitnehmens nicht gelohnt haben mögen, keine größere Barschaft entdecken, obwohl feststeht, dass der Lord heute Vormittag fünfunddreißigtausend Franc beim Roulette gewonnen hat. Unbegreiflich ist nur«, fuhr der Präfekt kopfschüttelnd fort, »auf welche Weise der Mörder in das Zimmer hineingekommen sein kann. Sie behaupten, Herr Direktor, dass die Tür von innen verschlossen war, während der Lord an seinem Schreibtisch arbeitete?«

»So sagte mir Baptiste«, versetzt der Hoteldirektor, indem er auf einen jungen Burschen mit blassem verlebten Gesicht deutete. »Baptiste hat dem Lord noch vor kurzer Zeit einen schwarzen Kaffee auf das Zimmer gebracht – dort auf dem kleinen Tischchen steht noch die geleerte

Tasse.«

»Treten Sie vor, Baptiste«, rief der Präfekt und fasste den jungen Mann scharf ins Auge. »Sie heißen?«

»Baptiste Hillard.«

»Sie sind nicht immer in Monte- Carlo? Nicht immer im Hotel de Paris?«

»Nein, ich bin in diesem Jahr zum ersten Mal hier und nur für die Saison. Ich bin aus Paris gekommen.«

»Wie lange ist es her, dass der Lord Ihnen befahl, Kaffee zu bringen?«

Baptiste überlegte einen Moment, dann sagte er: »Das muss jetzt gerade eine Stunde her sein, vielleicht auch nur dreiviertel Stunden.«

»War die Tür verschlossen, als Sie das Zimmer betreten wollten?«

»Ja, ich klopfte an. Der Lord öffnete, und ich trat ein. Er befahl mir, einen schwarzen Kaffee zu bringen, und zwar schnell.«

»Machte der Lord, als er Ihnen den Befehl gab, den Eindruck eines ruhigen Menschen?«

»Ruhig? Nun, es war keine besondere Unruhe an dem Lord zu bemerken, aber er schärfte mir ein, mit dem Kaffee sofort wieder da zu sein.«

»War die Tür abermals verschlossen, als Sie den Kaffee brachten?«

»Sie war wieder verschlossen.«

»Und nachdem Sie den Kaffee gebracht hatten und sich wieder entfernten – was geschah dann?«

»Da hörte ich draußen deutlich, wie der Lord, der mich bis zur Tür begleitet hatte, zweimal den Schlüssel umdrehte.«

»Während Ihres Aufenthaltes im Zimmer haben Sie nichts Auffallendes bemerkt?«

»Gar nichts.«

»Waren die Kästen des Schreibtisches geöffnet?«

»Ich erinnere mich, dass sie nicht geöffnet waren.«

»Was tat der Lord, las er, schrieb er?«

»Es lag ein Brief vor ihm«, berichtete Baptiste, »und als ich dicht hinter dem Lord vorüberging, um den Kaffee auf das Tischchen zu stellen, sah ich, dass die Tinte noch frisch glänzte. Der Lord muss den Brief gerade geschrieben haben.«

Der Polizeipräfekt befahl seinen Leuten nachzusehen, ob sie einen angefangenen oder frisch geschriebenen Brief finden könnten. Die Detektive suchten eifrig danach, vermochten aber nichts zu entdecken. Wohl war eine Anzahl alter Briefe vorhanden, aber nur solche, die an den Lord gekommen waren und die man ihm offenbar aus England nachgeschickt hatte. Kein Brief aber war von Lord Woodvilles eigener Hand, geschweige einer, den er so kurz vor dem Tode geschrieben hatte.

»Baptiste hat sich geirrt«, sagte der Präfekt, »der Lord wird in einem alten Brief gelesen haben.«

In diesem Augenblick wurde die Tür des Zimmers, welches voll Menschen stand, aufgerissen, und in reizender Toilette, aber totenbleich und mit verstörten Zügen stürzte Nancy Elliot hinein.

»Barmherziger Gott, was ist denn geschehen?«, schrie sie. »Die Angestellten des Hotels wollen mir nicht antworten, aber auf der Straße hörte ich – ein Mord – den Namen Lord Frederic Woodville – Frederic – Frederic – er ist tot!«

Die letzten Worte wurden von einem furchtbaren Auf-

schrei begleitet, dann warf sich Nancy über die Leiche, die noch im Sessel vor dem Schreibtisch lehnte, umfing sie mit beiden Armen und überflutete das Gesicht des Toten mit ihren Tränen. Vergebens versuchten der Polizeipräfekt und der Hoteldirektor, die trostlos Schluchzende von der Leiche sanft hinwegzuziehen. Nancy stieß die beiden Männer zurück und schrie: »Warum wollt Ihr ihn mir denn entreißen? Er gehört mir! Sein Herz hat mir gehört, und er hat mich geliebt. Wie zärtlich er mich noch in seine Arme schloss, als ich ging, und jetzt?! So haben sich also doch seine Ahnungen erfüllt, der Stahl des Mörders hat ihn erreicht!«

»Wie, Mademoiselle«, fragte der Polizeipräfekt hastig, »Lord Frederic Woodville hat also geahnt, dass er seines Lebens nicht sicher sei, dass man ihn töten wollte?«

»Ja, Monsieur«, antwortete Nancy, welche das Haupt Lord Woodvilles an ihre Brust drückte und ihre weißen Hände durch seine Locken gleiten ließ, »er hat es geahnt, und noch gestern hat er darüber mit mir gesprochen.

›Ich weiß, es ist alles vergeblich«, sagte er mit trübem Blick und einem wehmütigen Lächeln zu mir, ›man wird mich eines Tages tot – ermordet – auffinden, und doch möchte ich gerade jetzt so gern leben, an deiner Seite leben, Nancy, durch dich glücklich werden, dich glücklich machen, und doch – es kann nicht sein – es wird nicht sein!«

Ein neuer Tränenstrom brach aus den Augen Nancys, und ihre Stimme erstickte in demselben.

»Hier stoße ich auf einen Widerspruch«, sagte der Polizeipräfekt zu seinen Geheimagenten, die ihn umstanden. »Spricht denn nicht alles dafür, dass man einen Raubmord

an dem Lord verübt hat? Der Spielgewinn des heutigen Vormittags fehlt, die Kästen und Läden des Schreibtisches sind geöffnet. Mademoiselle Elliot, würden Sie die Güte haben, uns in einer wichtigen Frage Antwort zu geben?«

»Ich bitte, Monsieur«, antwortete die schöne Schauspielerin mit matter Stimme, »ich vermag kaum meine Gedanken zusammenzunehmen, aber ich will mir Mühe geben, sie zu beherrschen. Fragen Sie – vielleicht kann ich Ihnen antworten.«

»Betrachten Sie den Toten genau; vermissen Sie vielleicht an ihm Kostbarkeiten, Preziosen?«

Mit tränenerfüllten Augen ließ Nancy ihre Blicke über Lord Frederic dahingleiten.

»Die große Brillantnadel aus seiner Krawatte fehlt«, rief sie, »auch seine Uhr hat man ihn geraubt. Man hat ihm auch nichts von den Ringen gelassen, obwohl vier höchst wertvolle Brillantringe seine Finger zu schmücken pflegten.«

»Da haben wir es ja«, sagte der Präfekt, »es ist mit Gewissheit erwiesen: Der Zweck dieses Mordes war – die Beraubung des Opfers! Aber unbegreiflich ist es mir, wie der Mörder in das Zimmer hineingekommen ist, das wiederhole ich nochmals. Die beiden Fenster des Gemaches gehen auf den großen Platz hinaus, an welchem das Kasino und das Café de Paris liegt. Von dem Platz aus kann während des ganzen Tages niemand eingestiegen sein, da es auf demselben immer sehr lebhaft zugeht. Ebenso wenig konnte aber auch der Täter durch die Tür in das Gemach hineingelangen, denn wir haben von dem Kellner Baptiste Hillard gehört, dass er jedes Mal die Tür von innen verschlossen fand.«

»Baptiste ist der Mörder!«, rief in diesem Augenblick eine weibliche Stimme, und eine junge Frauensperson von etwa vierundzwanzig Jahren, welche ein elegant gearbeitetes schwarzes Kleid trug, eine große weiße Schürze und ein Elsässer Häubchen auf dem Kopf, bahnte sich durch die im Gemach befindlichen Leute den Weg bis zum Polizeipräfekten.

In ihrer Hand, welche sie hoch emporgehoben hatte, hielt sie eine Uhr an einer goldenen Kette, eine Brillantnadel und – ein Dolchmesser!

### 3. Kapitel

#### Doppelter Verdacht

»Da, Herr Polizeipräfekt«, rief das Stubenmädchen, »dieses Dolchmesser, diese Uhr, diese Brillantnadel habe ich soeben in der Kammer Baptistes gefunden. Sehen Sie, an der Klinge des Dolches klebt noch Blut – o, es ist entsetzlich!«

Der junge Kellner stand bleich und regungslos da. Er wollte sprechen, er bewegte die Lippen, aber er vermochte kein Wort hervorzustoßen.

»Bewacht ihn!«, befahl der Polizeipräfekt seinen Detektivs, und sogleich stellten sich zwei von ihnen neben dem jungen Mann auf, bereit, jeden Fluchtversuch zu vereiteln. Der Präfekt trat mit dem Dolchmesser an das Fenster und betrachtete es genau.

»Blut«, rief er, »frisches Blut, ein italienisches Stilet! Ganz wie Sie, Herr Doktor, es gesagt haben. Damit ist der

Mord ausgeführt worden.«

»Ich glaube«, rief der Arzt, der jetzt das Dolchmesser in die Hand nahm und dicht vor seinen Augen hielt, »es haften noch kleine Fleischfasern an der Klinge. Mit dem Mikroskop würde ich es genau feststellen können. Ja, man würde sogar zu bestimmen in der Lage sein, ob diese Reste dem Herzmuskel angehören oder aber der Lunge des unglücklichen Lords.«

»Uns genügt«, erwiderte der Präfekt, »wenn wir wissen, dass mit diesem Instrument das Verbrechen verübt worden ist. Das aber steht für mich außer allem Zweifel.

Miss Elliot, wollen Sie die Güte haben, diese Uhr und diese Brillantnadel in Augenschein zu nehmen? Haben diese Kleinodien dem Lord Frederic Woodville gehört?«

»Sie sind sein Eigentum«, antwortete Miss Elliot schauernd und sank dann wieder neben der Leiche auf die Knie, um, wie sie es vorher getan hatte, ihr ganz mit Tränen überströmtes Gesicht auf die Knie des Ermordeten zu legen.

»Kommen Sie her«, rief der Polizeipräfekt dem als Anklägerin auftretenden Mädchen zu.

»Wie heißen Sie?«

»Mary Tillon!«

»Sie sind eine Engländerin?«

»Ich stamme aus Dublin, Herr Präfekt, seit zwei Jahren diene ich im Hotel de Paris. Ich glaube, der Herr Direktor wird mir ohne Weiteres das beste Zeugnis ausstellen können.«

»Wie kamen Sie dazu, die Kammer des Kellners Baptiste zu betreten? Was hatten Sie da zu tun?«

Mary Tillon errötete ein wenig. Dann aber hob sie ent-

schlossen das Haupt, als wollte sie durch ihre Bewegung sagen, dass sie sich über alle Skrupel hinwegsetzen würde, und antwortete: »Herr Polizeipräfekt, ich habe ein Liebesverhältnis mit Baptiste Hillard unterhalten. Seit vier Wochen hat er sich plötzlich von mir zurückgezogen, und – ich muss gestehen, die Eifersucht trieb mich, in seinen Sachen einmal nachzusehen, ob ich etwa die Liebesbriefe einer anderen finden könnte. Ich öffnete daher sein Schubfach. Da fand ich zuerst ein paar wollene Strümpfe gewickelt, Uhr und Busennadel und dann ganz hinten eingeklemmt – das Dolchmesser. Da wurde mir sofort klar, dass Baptiste der Mörder sein müsse, umso mehr, als er ja der Letzte war, der das Zimmer des Lords betreten hat.«

»Sie folgern sehr richtig, Zeugin«, sagte der Polizeipräfekt. »Ich habe schon vorhin auf den Burschen Verdacht gehabt, und nun ist mir derselbe zur Gewissheit geworden. Baptiste Hillard, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes als den Mörder Lord Woodvilles.«

Hillard zuckte zusammen. Dann stieß er, während Tränen aus seinen Augen schossen, die Worte hervor: »Ich schwöre Ihnen, Herr Polizeipräfekt, ich bin unschuldig! Ich kann mir nicht erklären, wie dieser Dolch und diese Preziosen in mein Schubfach gekommen sein sollen. Ich beschwöre dich, Mary, mach mich nicht unglücklich, bringe mich nicht ins Zuchthaus oder gar vielleicht auf die Guillotine! Ich weiß es ja, du bist böse auf mich, weil ich mich von dir zurückgezogen habe, aber das ist doch kein Grund, einen Menschen zum Mörder zu stempeln! Jesus Maria, wie soll ich denn beweisen, dass ich unschuldig bin!«

»Das können Sie dem Untersuchungsrichter beweisen,

wenn Sie es überhaupt zu beweisen vermögen«, rief der Polizeipräfekt. »Jetzt müssen wir Sie unbedingt mit uns nehmen. Meine Herren, arretieren Sie diesen Gefangenen und machen Sie dabei möglichst wenig Aufsehen. Und jetzt fordere ich jedermann, der nicht ins Zimmer gehört, auf, dasselbe zu verlassen!«

Diesem Befehl wurde unverzüglich Folge geleistet. Nun wurde der Tote auf sein Lager im Schlafzimmer gebettet, wohin Nancy folgte. Sie ließ sich auf dem Rand des Bettes nieder und starrte tränenlos vor sich hin. Nur der Hoteldirektor und der Polizeipräfekt weilten noch in dem Raum, in dem das schreckliche Verbrechen verübt worden war.

»Sie sehen mich sehr deprimiert, Herr Präfekt«, wandte sich der Hoteldirektor zu dem Beamten, »denn abgesehen davon, dass der Mord in unserm Hotel ausgeführt wurde, handelt es sich um ein Verbrechen, das einer unserer Angestellten verübte. Ich fürchte sehr, das wird unser Hotel in Misskredit bringen.«

»Du lieber Gott«, antwortete der Polizeipräfekt achselzuckend, »Sie können doch den Menschen nicht ins Herz sehen, Herr Direktor. Diesen Burschen haben Sie wahrscheinlich angestellt, weil er ihnen gute Zeugnisse vorweisen konnte.«

»Die besten, Herr Präfekt, und ich muss hinzufügen, dass ich in diesem Baptiste Hillard niemals einen Schurken und Mörder gesucht hätte. Seine Führung im Hotel war musterhaft, und wenn er schließlich mit Mary ein Verhältnis begonnen hat – daraus kann man ihm am Ende keinen Vorwurf machen.«

»Er gehört zur Kategorie der Gelegenheitsverbrecher«,

gab der Präfekt zu Antwort. »Die kostbaren Kleinodien, welche der Lord an sich trug, reizten seine Begierden, und da er dem Lord als ein anderer Angestellter Ihres Hotels nähergetreten war – er schien, wie ich höre, oft um die Person Woodvilles beschäftigt – so mag er auch von dem heutigen Spielgewinn des Lords Kenntnis gehabt haben, und da hat er beschlossen, sich in den Besitz des Geldes und der Preziosen zu setzen. Ja, Herr Direktor, oft genügt ein einzelner unglücklicher Moment im Leben des Menschen, um ihn zum Schurken zu machen, und wenn er bis dahin die Ehrlichkeit selbst gewesen wäre!«

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür des Zimmers. Unangenehm berührt, blickte der Polizeipräfekt auf, als er einen elegant gekleideten Herrn mit grauem Schnurrbart eintreten sah.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, rief der Polizeipräfekt, »aber das Betreten dieses Gemaches, in welchem sich ein so unglückseliges Verbrechen abgespielt hat, ist jedermann auf das Strengste verboten. Der Direktor des Hotels und ich stehen gerade im Begriff, den Raum gleichfalls zu verlassen, und ich werde an die Tür ein Siegel anlegen.«

»Ich bitte um Verzeihung«, antwortete der Herr, dessen gerade Haltung außer allem Zweifel stellte, dass er Militär war und der, wie der Präfekt erst jetzt bemerkte, das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch trug. »Ich glaube, ich habe Ihnen eine sehr wichtige Mitteilung zu machen – gestatten Sie, dass ich mich vorstelle, ich bin der Oberst Legardin.«

»Ein sehr lieber und treuer Gast unseres Hotels«, ergänzte der Direktor.

»Sehr erfreut, Sie kennenzulernen«, erwiderte der Poli-

zeipräfekt, und die beiden Herren schüttelten sich die Hände, »stehen Ihre Mitteilungen in Verbindung mit dem hier verübten Mord?«

»So ist es, Herr Präfekt, aber bevor ich spreche, möchte ich sowohl Sie als auch den Herrn Direktor um strengste Diskretion bitten.«

»Das ist doch selbstverständlich.«

»Es ist immer eine fatale Sache, der Polizei einen Wink zu geben, es sieht denunziantenhaft aus. Was soll man aber tun, wenn man glaubt, die Verpflichtung dazu zu haben?«

»Man soll in jedem Fall reden, Monsieur«, gab der Polizeipräfekt von Monte-Carlo zur Antwort. »Die Behörde wird dann schon die Spreu von dem Weizen zu unterscheiden wissen. Haben Sie irgendeinen Verdacht, Herr Oberst?«

»Verdacht? Ich habe mich in meinen Vermutungen bisher noch nicht so weit aufschwingen können, dieselben zum Verdacht zu erheben, aber ich möchte Ihnen, Herr Polizeipräfekt, ganz einfach eine Tatsache mitteilen. Wie der Herr Direktor mir bestätigen wird, forderten Sir Woodville zu einer Spazierfahrt nach Kap Martin auf. Die Einladung wurde angenommen. Miss Elliot fuhr in Begleitung meiner Frau, meiner Tochter und der seinen nach Kap Martin. Dort kehrten wir in dem Kaffeehaus auf der Landzunge ein, und die Damen nahmen eine kleine Erfrischung. Plötzlich entfernte sich Miss Elliot und zu unserem größten Erstaunen blieb sie eine volle Stunde verschwunden. Ich wurde unruhig, denn ich hatte gesehen, wie sie den Weg zum Strand eingeschlagen hatte, und ich fürchtete deshalb, dass ihr ein Unglück passiert wäre. Ich

ging ebenfalls zum Strand hinab, wanderte denselben entlang, konnte Miss Elliot jedoch nicht entdecken. Plötzlich bemerkte ich draußen auf der See zwei Boote. Da dieselben zu weit von mir entfernt waren, um mit bloßen Augen zu erkennen, wer sich in diesen Booten befände, nahm ich meinen Feldstecher zur Hand, den ich gewöhnlich bei meinen Spaziergängen in Monte-Carlo bei mir führe, und mein gutes Glas ließ mich denn auch erkennen, dass in dem einen Boote Miss Elliot saß, in dem anderen aber – ein Mann.«

»Ein Mann?«, stieß der Polizeipräfekt überrascht hervor und legte das Gesicht in Falten. »Ich glaube, Herr Oberst, Ihre Mitteilungen haben mehr als gewöhnliches Interesse – ich bitte, fahren Sie fort. Können Sie mir vielleicht sagen, was diese zwei Personen im Boote taten?«

»Dass sie lebhaft miteinander sprachen, glaube ich annehmen zu dürfen, dann trennten sich die beiden Boote, und ich kehrte so schnell wie möglich zu meiner Gattin und meiner Tochter zurück, denen ich aber nicht erzählte, was ich gesehen habe. Als Miss Elliot wieder unserem Tisch zurückkehrte, erschien sie mir sehr bleich und ihre Augen spiegelten eine große, Erregung wider.

›Ich bitte um Vergebung, meine Freunde‹, sagte sie zu uns, ›aber der herrliche Anblick des Meeres hat mich verleitet, ganz spontan ein Boot zu nehmen und hinauszurudern.‹

›Aber das muss ja sehr langweilig gewesen sein, so ganz mutterseelenallein auf dem Meer dahinzufahren‹, sagte ich zu ihr.

›O, glauben Sie es nicht‹, erwiderte sie mit gezwungenem Lächeln, ›das Meer ist nie langweilig.‹

Sie sehen also, Herr Polizeipräfekt, dass Miss Elliot mir bewusst die Unwahrheit sagte, denn sie hätte mir doch auf meine Bemerkung über die Langweiligkeit einer einsamen Bootsfahrt erzählen können, dass sie einen Bekannten auf dem Meer getroffen hatte. Sie verschwieg diese Begegnung, die demnach nicht ganz harmlos gewesen sein kann.«

»Verzeihen Sie, Herr Oberst«, sagte der Polizeipräfekt, »es ist mir von großer Wichtigkeit, festzustellen, wann Sie Miss Elliot mit dem fremden Herrn zusammen sahen. Können Sie mir die Uhrzeit angeben?«

»Ganz genau sogar«, gab der Oberst zur Antwort, »wir sind sogleich nach dem Dejeuner abgefahren. Nach dem Kap Martin hat uns der Wagen in fünfundzwanzig Minuten gebracht. Es ist unbedingt etwa drei Uhr gewesen, als ich Miss Elliot bei ihrem seltsamen Tête-à-Tête auf hoher See beobachtete.«

»Und der Mord ist etwa um halb fünf Uhr ausgeführt worden?«, fragte der Präfekt den Direktor.

Dieser nickte bejahend.

»Das wäre eine Zeitdifferenz von eineinhalb Stunden. Folglich kann jener Mann, mit dem Miss Elliot gesprochen hat, immerhin der Mörder des Lords gewesen sein, denn eine Zeit von eineinhalb Stunden ist völlig ausreichend gewesen, dieses Verbrechen zu verüben. Herr Oberst, ich bitte Sie, von Ihren Beobachtungen gegen jedermann zu schweigen, und ich danke Ihnen für diese Mitteilungen. Ich glaube durch Sie auf eine neue Spur geleitet worden zu sein – nun verlassen wir diesen Raum, in dem sich eine so erschütternde Tragödie abgespielt hat.«

Wenige Minuten später hafteten die großen Siegel der

Polizei von Monte- Carlo an der Zimmertür, hinter welcher Lord Frederic Woodville seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Der Polizeipräfekt hatte das Hotel verlassen und der Hoteldirektor befand sich bereits auf dem Weg nach Nizza, um in allen Zeitungsredaktionen unter goldenen Händedrücken zu bitten, den im Hotel de Paris geschehenen Mord in den Blättern so kurz und flüchtig wie möglich darzustellen.

Die Händedrücke des Direktors mussten wohl sehr ergiebig gewesen sein, denn in den am Abend erscheinenden Zeitungen von Nizza und Monte- Carlo las man nur folgende kurze Notiz:

Im Hotel de Paris wurde heute kurz nach dem Dejeuner Lord Frederic Woodville, ein vornehmer und reicher Gast des Hotels, tot vor seinem Schreibtisch aufgefunden. Die im Monte-Carlo verbreiteten Gerüchte, es liege hier ein Mord vor, sind übertrieben und verfrüht. Viel eher ist an einen Selbstmord Lord Woodvilles zu glauben, da der unglückliche Engländer schon in letzter Zeit deutliche Spuren von Schwermut gezeigt haben soll.

»Uff!«, stieß Sherlock Holmes hervor, als er auf dem Bahnhof in Nizza eine dieser Zeitungen kaufte und las. »Das ist eine Berichterstattung, die dem ARIZONE KICKER, dem berüchtigten humoristischen Zeitungsblatt des amerikanischen Westens, alle Ehre machen würde.

Selbstmord! Wer weiß es besser als ich, dass der arme Lord Frederic Woodville sehr gegen seinen Willen aus dem Leben abberufen wurde. Aber ich denke, Harry, wir steigen wieder in den Zug, damit wir endlich einmal ans Ziel kommen.«

Der Detektiv und sein Famulus kletterten in den bereitstehenden Wagen und kamen eine halbe Stunde später in Monte-Carlo an.

»Hotel de Paris!«, rief Sherlock Holmes, als er durch das von elegant aussehenden Lohndienern und Hotelportiers gebildete Spalier schritt, »Hotel de Paris!«

Der Abgesandte des Hotels meldete sich sofort und führte die beiden Ankömmlinge zu einem Omnibus, der sie in kurzer Zeit zum Hotel brachte.

Sherlock Holmes nahm zwei Zimmer und betonte, dass er sehr gerne in der ersten Etage wohnen möchte – das leidige Asthma zwingt ihn dazu. Im Übrigen schrieb er sich sogleich in das Fremdenbuch des Hotels ein: Thomas Smith, Kaufmann aus London, und Sohn Harry.

Er erhielt in der ersten Etage zwei Zimmer, die den Gemächern, welche Lord Woodville bewohnt hatte, gerade gegenüberlagen.

»Alles in bester Ordnung, Harry«, sagte Sherlock Holmes, »aber jetzt gib acht. Du musst mich Papa nennen. Hast du verstanden?«

»Sehr wohl, Papa!«

»Erzähle den Leuten, falls sie dich fragen sollten, eine rührende Geschichte von deiner Mama, die kurz nach deiner Geburt gestorben sei.«

»Ich werde ihnen sogar erzählen, wenn Ihr wünscht, dass sie vor meiner Geburt gestorben ist«, erwiderte Harry.

Sherlock Holmes lachte sein behagliches, lautloses Lachen. Er wusch sich, kleidete sich an, und wandte sich dann an Harry.

»Bleibe jetzt hier – ich gehe zu Miss Nancy Elliot. Aus

ihrem Mund muss ich hören, wie es geschehen ist. Du wirst guttun, Harry, dich damit zu beschäftigen, die Angeln der Türen unserer Zimmer zu ölen, denn wir können leicht in die Lage kommen, sie bei Nacht sehr lautlos öffnen zu müssen.«

»Ich werde die Türen ölen, Papa«, antwortete Harry.

Sherlock Holmes nickte zufrieden und ging auf den Korridor hinaus.

## 4. Kapitel

### Sherlock Holmes arbeitet

»Erschrecken Sie nicht, Miss Elliot – ich bin es, Sherlock Holmes, den Sie gerufen haben.«

Mit diesen Worten schob sich der Detektiv, nachdem er leise an der Tür angeklopft hatte, ohne dass ein Herein! gerufen worden war, durch eine schmale Spalte, die er sich selbst geöffnet hatte.

»Mr. Sherlock Holmes? Ah, Sie? Zu spät – zu spät!«

Nancy Elliot war vom Rand des Lagers, auf dem der Tote ruhte, aufgefahren, wie abwehrend hatte sie die Hände emporgehoben, doch ließ sie dieselben nun langsam sinken.

Das herrliche, schöne, junge Weib, welches dem Detektiv im Abglanz ihres Schmerzes noch schöner und reizvoller erschien, als er es jemals auf der Bühne gesehen hatte, glich in diesem Moment in ihrer regungslosen Verzweiflung einer Marmorstatue, die ein großer Künstler für die Versinnbildlichung menschlicher

Trauer geschaffen hatte.

»Zu spät!«, wiederholte sie noch einmal, während sich ihr Sherlock Holmes näherte. »Sehen Sie nur, was sie aus ihm gemacht haben. Einen stillen, stummen, kalten, bleichen Leichnam – zu spät!«

»Nicht zu spät, Miss Elliot«, antwortete Sherlock Holmes, die Hand der jungen Dame ergreifend, »wenn auch leider zu spät, um ihn zu retten, ihn vor dem Mordstahl zu bewahren, so doch keineswegs zu spät, um ihn zu rächen, das abscheuliche Verbrechen, das man an diesem vortrefflichen Menschen vollbracht hat, zu sühnen. Und nur darauf, Miss Elliot, sollten Sie jetzt vollen Wert und Nachdruck legen. Sie, welche für Lord Frederic die innig Geliebte waren, und die von ihm – ich darf es Ihnen ja sagen – geliebt und verehrt worden ist, wie selten ein Weib von einem Mann.«

Nancy drückte ihr Taschentuch vor die überströmenden Augen, sie sank wieder auf den Rand des Lagers zurück, und krampfhaft schluchzend erzitterte ihr Körper. Plötzlich aber streckte sie Sherlock Holmes beide Hände entgegen und rief:

»Ja, Mr. Sherlock Holmes, Sie haben recht – ich fühle, dass ich jetzt eine heilige Aufgabe zu erfüllen habe. Das Rätsel muss gelöst werden. Dieser edle Tote darf nicht in das Grab sinken, ohne dass seinen Mörder die gerechte Strafe ereilt. Ich will stark sein – ich will meinen Schmerz dem Wunsch nach Vergeltung unterordnen.«

»Gestatten Sie, dass ich Ihnen meine Bewunderung ausdrücke«, rief Sherlock Holmes. »Das ist zielbewusst gesprochen, und so zu reden ist nicht jeden Weibes Sache.

Und nun, Miss Elliot, lassen Sie mich vor allem einen

Blick auf den armen Toten werfen. Ganz recht, er ist von rückwärts ermordet worden – offenbar hatte er keine Ahnung, dass der Mörder hinter ihm stand und den tötenden Stahl zückte. Meiner Meinung nach hat man ein italienisches Stilett dazu gebraucht.«

»Das ist wahr«, versetzte Miss Elliot, »die Mordwaffe befindet sich bereits im Besitz des Polizeipräfekten von Monte-Carlo, ebenso die Uhr und die Brillantnadel, die man Frederic geraubt hat.«

»Geraubt?«, rief Sherlock Holmes betroffen aus. »Man hat also mit dem Mord einen Raub verbunden? Hm! Ganz gut, der Täter wollte also glauben machen, dass es sich hier um einen Raubmord handelte. Aber ich beteure Ihnen, Miss Elliot, dass demjenigen, der den Auftrag zu diesem Verbrechen gab, an den Kleinodien des Lords nicht das Geringste gelegen war!«

»Aber es fehlten auch mehr als fünfunddreißigtausend Franc, die Frederic am Vormittag an der Spielbank gewonnen hatte!«

»Das ändert nichts an meiner Auffassung. Entweder hat man den Dieb

stahl begangen, um das Verbrechen zu verschleiern, oder aber, die ausführende Hand war zugleich eine diebische Hand und hat auf eigene Faust das Nützliche mit dem – nun, wie soll ich sagen – Notwendigen verbunden.

Doch jetzt, Miss Elliot, erzählen Sie mir alles. Schildern Sie mir den Verlauf des gestrigen Tages – schildern Sie mir ihn möglichst genau.«

Die junge Künstlerin winkte. Sherlock Holmes ließ sich auf einen kleinen Sessel nieder, und Miss Elliot begann ihren Bericht.

Sherlock Holmes saß, das Haupt auf die Brust geneigt, fast bewegungslos da, während Nancy beinahe eine halbe Stunde lang mit leiser Stimme sprach.

Sie erzählte gut, pointiert, ohne Überflüssiges zu erwähnen, und einige Male nickte ihr Sherlock Holmes sogar zu und sagte: »Sehr anschaulich. Weiter. Vortrefflich. Ich verstehe alles!«

»Das ist alles, was ich Ihnen berichten kann«, schloss Nancy. »Ich selbst vermag mich aus diesem Labyrinth von Tatsachen nicht herauszufinden, aber Sie, Mr. Sherlock Holmes, besitzen den Faden des Genies, der auch durch das tiefste Dunkel zum Licht führt.«

Der Detektiv hatte sich erhoben. Er schritt im Zimmer umher und ließ seine mageren Hände knacken.

»Nun, vorläufig«, antwortete er, das Gesicht in tausend Falten gelegt, »ist dieser Faden noch an einigen Stellen unterbrochen und muss zusammengeknüpft werden. Ob mir das gelingen wird? Ich hoffe es zuversichtlich. Haha, das ist gut – das ist famos – das ist eine neue Idee – gar nicht übel gemacht – gar nicht übel!«

Sherlock Holmes hatte plötzlich, einem Einfall folgend, so laut aufgelacht, dass Nancy ihn ganz betroffen, ja, sogar ein wenig entrüstet ansah.

»Entschuldigen Sie, Miss Elliot«, rief Sherlock Holmes, indem er vor sie hintrat, »ich weiß, dieses Gelächter war in Gegenwart des Toten und im Angesicht Ihres Schmerzes sehr deplatziert, aber in diesem Fall konnte ich nicht an mich halten. Wissen Sie, warum ich gelacht habe, Miss Elliot? Über den ausgezeichneten Einfall des Mörders, sich mit dem Hoteldirektor sogleich nach der Tat telefonisch verbinden zu lassen, um ihm von dem Mord die Anzeige

zu machen.«

»Diese Handlungsweise erscheint mir unbegreiflich«, rief Nancy. »Wissen Sie, Mr. Sherlock Holmes, darin liegt eine Art bodenloser Frechheit, dieser blutbefleckte Mörder wollte uns gleichsam verhöhnen.«

»O, ganz und gar nicht«, antwortete Sherlock Holmes. »Das liegt viel tiefer, und der Bursche hat ganz ausgezeichnet kalkuliert – wird übrigens höchstwahrscheinlich nicht aus seinem eigenen Kopf gekommen sein, sondern wahrscheinlich aus dem des anderen.«

»Welches anderen?«

»Ich unterscheide jetzt zwei Leute, die an diesem Verbrechen teilgenommen haben: Der eine, der das Interesse hatte, es begehen zu lassen, und der andere, der es für Geld und gute Worte begangen hat. Und wissen Sie, Miss Elliot, weshalb dieser Zweite an den Hoteldirektor telefoniert hat, weshalb er den Direktor

geradezu aufgefordert hat, im Zimmer des Lords nachzusehen, um sich zu überzeugen, dass wirklich Lord Frederic Woodville ermordet worden sei? Aus keinem andern Grund, als dass die Abendblätter noch die Nachricht von dem Tod des Lords bringen sollten.«

»Aber welches Interesse kann denn dieser verworfene Mensch daran haben, seine abscheuliche Tat noch durch die Zeitungen ausposaunen zu lassen?«

»Er hatte das Interesse daran, seinen Auftraggeber, der sich nicht in Monte-Carlo befand, wissen zu lassen, dass er den verabredeten Zeitpunkt eingehalten hat. Er war zu schlau und vorsichtig, ein Telegramm abzuschicken. Er fürchtete, sich dadurch zu verraten, selbst wenn er das Telegramm chiffriert und an eine Deckadresse gesandt hätte.

Aber sehen Sie, Miss Elliot, indem er dafür sorgte, dass die Abendblätter schon Kunde von dem Mord hatten, ermöglichte er es dem Vertreter der TIMES in London oder des FIGARO in Paris oder der anderen großen Zeitungen, welche ständig Korrespondenten in Nizza und Monte-Carlo haben, die Nachricht sofort telegrafisch an ihre Blätter abzugeben. Nun konnte er sicher sein, dass man von dem Tod des Lords am nächsten Morgen schon in London und Paris erfahren würde.

Einen anderen Zweck kann dieser telefonische Anruf des Hoteldirektors nicht haben. Ich bin dessen gewiss – ich gehe nicht fehl.«

»Ich bewundere Ihr Genie, Mr. Sherlock Holmes!«

»Ich danke Ihnen, Miss Elliot, aber das ist mehr Routine des Geistes. Es ist ganz einfach, sich jeder Angelegenheit gegenüber zu fragen: Wozu ist es geschehen? Welchen Zweck kann man damit verfolgen? Wenn man dann nach und nach eine Möglichkeit nach der anderen ausscheidet, wird man früher oder später auf das Richtige kommen. Doch jetzt, Miss Elliot, eine wichtige Frage: Ist es möglich, das Zimmer zu betreten, wo der Mord geschehen ist? Ich habe zwar gesehen, dass der Polizeipräfekt an die zum Korridor führende Tür das Siegel angelegt hat, aber ich denke mir, Miss Elliot – verzeihen Sie mir ein klein wenig Indiskretion – dass Ihre Gemächer mit denen des Lords in Verbindung gestanden haben werden.«

Eine zarte Röte bedeckte für einen Moment Nancys Wangen, dann aber erhob sie sich und stieß hervor: »Folgen Sie mir, ich werde Sie trotz des polizeilichen Siegels in das Arbeitszimmer meines armen Frederic führen.«

»In welchem Gemach befinden wir uns hier?«

»Im Schlafzimmer des Lords. Ich habe seinen Leichnam auf sein Bett bringen lassen. Und hier«, fuhr Nancy fort, indem sie eine Seitentür öffnete, »durchschreiten wir meinen Salon und gelangen dann in mein Schlafzimmer. Hinter demselben liegt mein Badezimmer, und dann mein Toilettenzimmer. Dieses Letztere stößt aber an den Salon, der zu den Gemächern Lord Frederics gehört.«

»Ah, ich begreife«, stieß Sherlock

Holmes hervor, »wenn Lord Frederic sich zu Ihnen begeben wollte, ohne durch den Korridor zu gehen, durchschritt er den Salon, Ihr Toilette- und Badezimmer, und befand sich bei Ihnen. Noch einmal bitte ich Sie um Entschuldigung, aber wir Detektive sind nun einmal von einer verletzenden Indiskretion und auch von einer Neugierde, welche verletzen könnte, wenn man sich nicht sagen müsste, dass gerade diese Neugierde der menschlichen Gesellschaft zum Segen gereicht. Doch nun sagen Sie mir: Waren Ihre Gemächer verschlossen, als Sie in Begleitung des Obersten und seiner Familie nach Kap Martin fuhren? Konnte man nicht hineingelangen?«

»Unmöglich«, antwortete Nancy, »denn die auf den Korridor führenden Türen waren alle verschlossen. Ich besitze recht wertvolle Brillanten und führe deshalb meine eigenen Sicherheitsschlösser bei mir, welche mit keinem anderen Schlüssel zu öffnen sind.«

Während Sherlock Holmes und Nancy so sprachen, waren sie zu dem Toilettenzimmer gekommen, ein kleiner Raum, in dessen Mauern tiefe Schränke eingelassen waren.

»Sehen Sie«, sagte Nancy, auf eine Tapetentür deutend, »durch diese gelangt man in den Salon des Lords.«

»Und diese Tapetentür war niemals verschlossen?«

Nancy verschleierte ihre Augen mit den wunderbaren langen, seidenen Wimpern und antwortete leise: »Niema!«

»Würden Sie nicht die Güte haben, Miss Elliot«, bat nun Sherlock Holmes, »und mir einmal die Türen dieser Schmuckkästen zu öffnen?«

»Sie werden dann nichts anderes sehen als Kleider«, gab Nancy zur Antwort, »als nur meine Toiletten, die Sie jedoch herzlich wenig interessieren werden. Übrigens sind alle Schränke unverschlossen, wie Sie sehen. Da dieses Toilettenzimmer nur durch meine Gemächer zu erreichen war und diese immer unter Kontrolle gehalten wurden, hatte ich ja keinen Anlass, einen Dieb zu fürchten.«

»So mache ich mir selbst die Schränke auf und öffne die Flügel.«

Ein berauschendes Parfüm strömte Sherlock Holmes entgegen.

»Ich muss Ihnen einen Schmerz bereiten, Miss Elliot«, sagte der Detektiv, »ich muss nämlich einige dieser Kleidungsstücke herausnehmen. Ich werde mir aber Mühe geben, sie nicht zu beschädigen.«

»Verfahren Sie damit ganz nach Belieben«, antwortete die schöne junge Künstlerin. »Solange er lebte, habe ich mich gern voller Stolz damit geschmückt, aber jetzt haben diese Kleider kein Interesse mehr für mich. Meine Farbe wird die Farbe der Witwen sein – keine andere.«

Weinend wandte sich Nancy ab und versuchte, ihres aufs Neue hervorbrechenden Schmerzes Herr zu werden.

Sherlock Holmes ging mit großer Ruhe daran, die duftenden Toiletten aus dem besonders breiten Schrank

herauszunehmen und sie über einen Sessel zu werfen. Dann stieg der Detektiv zum größten Erstaunen Nancys selbst in den Schrank, und verschwand hinter den Kleidern, die noch darin hingen. Plötzlich hörte Nancy das Knacken von Fingern und dann Sherlock Holmes sagen: »Oha! Das ist von langer Hand vorbereitet worden. Der Mörder hat es wahrhaftig nicht schwer gehabt, sich in die Gemächer Lord Woodvilles hineinzustehlen. Er konnte zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebte, hinter dem Sessel des Lords auftauchen.«

Und unmittelbar, nachdem Sherlock Holmes diese Worte gesprochen hatte, schlug er die seidenen Röcke zurück, und sein scharfgeschnittenes Gesicht erschien im Rahmen einer eleganten Robe. Dieses Gesicht sah beinahe vergnügt aus. Jedenfalls aber spiegelte sich in den Zügen des Detektivs das Gefühl des Triumphes wider.

»Haben Sie etwas Wichtiges entdeckt, Mr. Sherlock Holmes?«, stieß Nancy betroffen hervor.

»Gewiss, etwas Wichtiges«, gab Sherlock Holmes zur Antwort, »ich kenne jetzt ganz genau den Weg, den der Mörder genommen hat, um sich in die Gemächer des Lords zu schleichen. Ich muss Sie bitten, Miss Elliot, mich für ein paar Minuten zu entschuldigen, denn ich habe Lust, den Weg entgegengesetzter Richtung zu gehen, um dorthin zu gelangen, woher der Mörder ausgegangen ist. Also erwarten Sie mich hier, Miss Elliot.«

Sherlock Holmes verschwand wieder hinter den seidenen Gewändern, dann vernahm Nancy ein Rascheln, wie es eine große Ratte hören lässt, wenn sie im Schlupfwinkel verschwindet, und dann wurde es wieder still.

Nancy konnte dem Wunsch nicht widerstehen, zu sehen,

wohin Sherlock Holmes gegangen sei. Schnell räumte sie auch die übrigen Kleider aus dem Schrank heraus, und nun gewahrte sie eine große, fast kreisrunde Öffnung, welche in die Mauer kunstgerecht hineingebrochen worden war, in dieselbe Mauer, welche die Rückwand des Schrankes bildete.

»Mr. Sherlock Holmes«, rief Nancy durch die Öffnung in die Tiefe hinab, »wo sind sie?«

»Um Gotteswillen, nennen Sie meinen Namen nicht«, klang es von unten herauf. »Ich befinde mich auf dem allerbesten Weg. Hier sind nämlich Eisenstäbe in die Mauer eingeschlagen, und ich kann ganz bequem hinabsteigen – so, da bin ich«, fügte der Detektiv nach zwei Minuten hinzu, »ich stehe auf einer Holzverschalung, welche die Form eines Quadrates und die Größe einer großen Tischplatte besitzt – ganz ausgezeichnet. Dieser Holzdeckel ist von unten abzunehmen und ist vom Mörder abgehoben worden, sodass er von dort in die Gemächer des Lords gelangen konnte.«

»Was aber befindet sich unter der Holzverschalung?«, fragte Nancy erregt.

»Das werden wir sogleich haben«, gab der Detektiv zur Antwort, »die Holzplatte ist aus vier Teilen zusammengefügt, und einen derselben werde ich mittels der ausgezeichneten Werk

zeuge, die ich bei mir führe, beseitigen können. Dann werde ich bequem einen Blick nach unten erlangen.«

Nancy hörte das Klirren eines stählernen Instrumentes, dann einen ganz leisen, dumpfen Knall, und dann vernahm sie wieder Sherlock Holmes' Stimme, die ihr zurief: »Wissen Sie, was ich sehe, Miss Elliot? Absolut nichts, aber

rein gar nichts – ich blicke in einen dunklen Raum. Indessen werden wir sogleich Licht ins Dunkel bringen«, fügte der Detektiv hinzu. »Ich habe nämlich meine elektrische Taschenlaterne bei mir, und die wird mir sehr gute Dienste leisten.«

Nancy, welche sich mit halbem Leib durch die Maueröffnung hinausgebeugt hatte, sah unten ein Licht aufblitzen, um nächsten Moment hörte sie das lautlose Lachen Sherlock Holmes, und dann seinen Ausruf: »Eine Telefonzelle! Dort ist der Apparat befestigt, die Wände sind mit Filz ausgeschlagen - drüben ein kleines Pult für das Telefonregister und Gelegenheit zu etwaigen Notizen. Doch das genügt noch nicht. Ich muss auch wissen, zu welchem Raum des Hotels diese Telefonzelle gehört.«

Sherlock Holmes zwängte seinen überschlanken Körper durch die Öffnung, die er selbst durch das Abheben der Platte gebildet hatte, dann ließ er sich hinabgleiten. Wenige Minuten später stand er in der Telefonzelle, die er mithilfe seiner elektrischen Laterne nochmals gründlich beleuchtete.

»Von hier aus also ist der Bursche emporgestiegen, das war wahrhaftig nicht schwer«, murmelte Sherlock Holmes. »Nachdem er einmal die Vorarbeiten beendet hatte, die ihn nicht länger als eine Stunde in Anspruch genommen haben können – er hatte ja nur den hölzernen Plafond der Zelle abzuheben – konnte er sich von dem Pult da, auf dem das Telefonregister liegt, bequem hinaufschwingen.

»Doch nun will ich sehen, welche Bewandtnis es mit dieser Telefonzelle hat, und in welchem Winkel des Hotels sie liegt.«

Sherlock Holmes ließ das Licht der elektrischen Laterne

verschwinden, dann diese selbst in seiner Rocktasche, legte das Gesicht in würdevolle Falten und öffnete die mit starkem Filz beschlagene Tür.

Im nächsten Moment blieb er ein wenig betroffen stehen. Er befand sich im Lesesaal des Hotels de Paris, der außerordentlich elegant eingerichtete war.

In der Mitte große, grün belegte Tische, um dieselben herum Sessel. In den Winkeln des Saales entzückende Nischen mit bequemen Fauteuils, kurz, alles, um sich einer ungestörten Lektüre widmen zu können. Auch nun befand sich eine ganze Anzahl Herren und Damen im Lesesaal, die in illustrierten Journalen oder Zeitungen blätterten und Sherlock Holmes, der langsam über den weichen Teppich dem Ausgang des Saales zuschritt, nicht im Geringsten beachteten.

Sherlock Holmes begab sich, ohne sich aufzuhalten, zum Vestibül. Hier klopfte er an eine Tür, an der auf einem eleganten Glasschilde in Goldschrift das Wort Hoteldirektion stand.

»Verzeihen Sie«, sagte Sherlock Holmes, indem er sich dem an dem Schreibtisch sitzenden Hoteldirektor näherte, »habe ich das Vergnügen, den Direktor des Hotels zu sprechen?«

»Der bin ich, Monsieur, wollen Sie nicht die Güte haben und Platz nehmen?«

»Thomas Smith ist mein Name«, sagte Sherlock Holmes, »ich bin erst vor etwa zwei Stunden mit meinem Sohn in Monte-Carlo eingetroffen und in Ihrem Hotel abgestiegen.«

»Ich erinnere mich, Monsieur«, gab der Direktor zur Antwort, »hoffentlich sind Sie mit den Zimmern, die man

Ihnen eingeräumt hat, zufrieden?«

»Die Zimmer sind gut«, gab Sherlock Holmes zur Antwort, »aber ich muss Ihnen dennoch eine kleine Beschwerde vorbringen.«

»Oh, das täte mir aufrichtig leid.«

»Ich wollte soeben das Telefon des Lesesaales benutzen«, fuhr Sherlock Holmes fort, »aber dasselbe funktioniert nicht. Der Apparat ist verdorben.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, erwiderte der Direktor, »ich werde den Schaden sofort beheben lassen. Indessen muss ich mich sehr wundern, dass gerade dieser Apparat nicht funktionieren sollte, denn erst gestern war ein Angestellter der Telefonzentrale hier und hat mehr als eine Stunde lang die Telefonzelle okkupiert, um den Apparat zu reparieren!«

»Ich danke Ihnen für diese Mitteilung«, antwortete Sherlock Holmes, sich leicht verbeugend, »jetzt, Herr Direktor, will ich Ihnen unter Diskretion meinen wirklichen Namen anvertrauen, denn wir werden uns bekannt machen müssen. Ich bin der Detektiv Sherlock Holmes aus London, und der Telefonarbeiter, der eine Stunde lang den Apparat in Ihrem Lesesaal bearbeitet hat, war der Mörder Lord Frederic Woodvilles!«

## 5. Kapitel

### Am grünen Tisch

Die Säle der Spielbank von Monte-Carlo erstrahlten in einem Meer von Licht. Die grünen Tische waren dicht um-

lagert, elegante Männer in Frackanzügen oder Smokings, Frauen und Mädchen in exquisiter Toilette wetteiferten miteinander, dem goldenen Götzen, dem in diesem Haus einer der herrlichsten Tempel erbaut ist, zu opfern.

Soeben war die große Oper von Monte-Carlo, die in einem Anbau des Kasinos untergebracht ist, beendet. Immer wieder und wieder öffneten sich geräuschlos die Türen, um neue Gäste einzulassen, neue Spieler – neue Opfer. Jugend, Schönheit, Reichtum, mehr oder minder berechtigt zur Schau getragen, Vornehmheit vereinten sich hier, um eine jener großen Orgien zu feiern, welche bedenklicher sind als jede andere – eine Orgie der Spielwut. Und doch kann man sich nichts Anmutigeres denken, als diesen Damenflor, der die Spielsäle von Monte-Carlo durchzog, als das ganze farbenprächtige Bild, welches diese in Marmor und Gold strotzenden Räume bieten, wenn sie während des Abends feenhaft erleuchtet sind, und wenn sie angefüllt sind von Tausenden und Abertausenden, welche der große Magnet von Monte-Carlo hierhergezogen hat – der grüne Tisch!

An den langen, grünen Tischen, an denen sich die Roulettes erheben, sind die Croupiers verteilt. Es sind tadellos aussehende Herren, die ihr Geschäft mit erstaunenswerter Geschicklichkeit und mit vollkommener Kühle ruhig verrichten. Sie sorgen dafür, dass die Einsätze flott und richtig besorgt werden, und legen die Kugel in die sausenden Roulettes nieder. Sowie die Kugel zum Stillstand gekommen ist, verkünden sie mit lauter Stimme das Resultat: »Trente et quarante – rouge perde – dernière douzaine – transversal – troisième!«

Und dann klirrt das Gold, die Banknoten rauschen, die

glücklichen Spieler streichen ihren Gewinn ein, die anderen müssen mit ansehen, wie die Harken der Croupiers über den grünen Tisch mit einer großen Schnelligkeit über die Goldfeder dahinfahren und erbarmungslos alles einstreichen, was ihnen gehört, das heißt, alles, was übriggeblieben ist.

Nur eine halbe Minute nimmt das Ganze in Anspruch, dann ertönt von Neuem die Stimme des Chefs der Partie: »Messieurs – faites votre je!«

Und auf jedem Angesicht prägt sich die Spielbegierde von Minute zu Minute deutlicher aus. Hier widerwärtig, abstoßend wirkend, dort die Schönheit eines Mädchenangesichts noch erhöhend, noch reizvoller, noch pikanter machend.

Der Spieler von Profession drängt sich an einen der Spieler heran und flüstert ihm mit leiser Stimme zu: »Setzen Sie Zero, mein Herr – unbedingt Zero – um Gotteswillen, nichts als Zero. In siebenundzwanzig Taillen ist sie jetzt nicht gekommen, das ist unerhört in der Spielgeschichte von Monte-Carlo!«

Und aus seelenvollen Augen blickt die Pariser Demi-mondaine zu ihrem eleganten Begleiter auf und fragt ihn mit diesem Blick, ob sie noch einmal ihr Glück versuchen solle. Und der Kavalier greift ruhig in seine Westentasche, zieht einen Tausendfrancschein heraus und übergibt ihn mit einer leichten Verbeugung seiner Dame.

Ein junges, deutsches Ehepaar – beide sehen wie blonde, große Kinder aus –, das sich auf seiner Hochzeitsreise nach Monte-Carlo verirrt hat, überzählt ängstlich seine Barschaft. Soll man es noch einmal versuchen? Es wäre so schön, den Verlust wieder hereinzubekommen!

»Gehen wir«, flüstert das junge Weibchen, den Arm ihres Gatten ergreifend, »zu Hause ist es doch um vieles schöner.«

»Aber ich möchte dir doch so gern den Brillantschmuck kaufen, den wir draußen im Foyer gesehen haben. Nur einmal noch – nur einmal!«

Und sie lässt ihn noch einmal sein Geld verlieren.

Wie eine düstere Medusa sitzt eine hagere Engländerin auf ihrem Sessel dicht bei dem grünen Tisch. Ihre Stirn ist in zahllose Falten gelegt. Ihre Augen ruhen kalt und undurchdringlich auf dem Roulette, als wollte sie mit ihren Mienen das eiserne Ungeheuer zu ihrem Willen zwingen.

Eine üppige Pariserin, die sich einem jungen Italiener angefreundet hat, erklärt ihm, der sich zum ersten Mal in Monte-Carlo befindet, das Spiel. Sie macht ihm den Vorschlag, en compagne zu spielen, das Glück zu versuchen.

Einige Schritte von dem grünen Tisch entfernt, steht ein deutscher Offizier in Zivil. Er streitet auf Tod und Leben mit einem heißblütigen Spanier, den er beschuldigt, ihm seinen Gewinn vor der Nase fortgenommen zu haben. »Encruable – encruable«, ruft der Deutsche, der in dessen Räumen prinzipiell, wenn auch miserabel, Französisch spricht. »Encruable, Monsieur, vous avez mon argent!«

Der Spanier, ein Gauner, der sich auf diese Weise allabendlich ein ganz hübsches Sümmchen sichert, zuckt die Achseln, wendet sich ab und verschwindet im Gewühl.

Das sind die Szenen, welche sich immer in diesen Räumen abspielen, die man immer wieder hier erblicken kann.

Der hohe Herr, der in einem etwas nachlässig sitzenden schwarzen Rock von einem Tisch zum anderen geht, nie-

mals spielt, sondern nur beobachtete, scheint sich vorgenommen zu haben, den Menschen hier in Monte-Carlo zu studieren. Seine klugen, grauen Augen mit dem durchdringenden Blick heften sich bald auf den, bald auf jenen, als suchten sie etwas. Schließlich gelingt es diesem Herrn, sich in die vorderste Reihe eines Roulettetisches vorzuschieben, wo er stehen bleibt. Er betrachtete mit einem flüchtigen, aber sehr informierenden Blick seine Umgebung.

Neben ihm sitzt eine Pariser Kokette. Sie ist elegant, schick, nicht allzu auffallend gekleidet. Ihre gepflegten Finger, denen man die tägliche Maniküre anmerkt, sind mit kostbaren Brillantringen geschmückt. Vor ihr liegt ein Haufen Goldstücke und ein Bündel Banknoten. Sie spielt ruhig, der Verlust scheint sie nicht besonders aufzuregen.

Auf der anderen Seite des hageren Mannes hat ein dicker Berliner Aufstellung genommen und verteidigt hartnäckig seine Position gegen alle hinter ihm Stehenden.

»Immer man sachte, meine Herrschaften«, sagt er, »einer nach dem anderen – vorläufig bin ich der andere. Aber Sie kommen auch noch dran, denn mein Portemonnaie ist auch kein Repetiergewehr – einmal werde ich mein Pulver auch verschossen haben!«

Diese beiden Leute beachtet der hagere Mann wenig. Sie scheinen kein Interesse für ihn zu haben. Dagegen blickt er scharf zum gegenüberliegenden Platz hinüber, dort steht ein Mann, der ihn weit mehr zu interessieren scheint.

Ah, der Mann spricht nur Französisch, aber Sherlock Holmes – der stille Beobachter ist kein anderer als der Detektiv – hört aus wenigen Worten heraus, dass sein Gegenüber kein geborener Pariser ist, sondern ein Engländer,

denn er spricht das Französische mit einem ausgeprägten englischen Akzent. Und doch verwendet er hin und wieder Worte, die, wie Sherlock Holmes weiß, nur ein geborener Pariser kennt. Worte, die man niemals in den feinen Kreisen von Paris hört, sondern nur in den Vorstädten. Ein Engländer, der solche Worte kennt, der seine französische Sprache mit solchen Ausdrücken bereichert hat, muss ohne Zweifel längere Zeit in Paris gelebt haben, und zwar, wie Sherlock Holmes annimmt, in keineswegs glänzenden Verhältnissen. Denn dort, wo er solche Ausdrücke lernen kann, leben nicht die Reichen und Vornehmen.

Das Alter des Mannes schätzt Sherlock Holmes auf etwa achtundzwanzig Jahre. Die Gesichtsfarbe des Fremden ist auffallend blass, der dunkle Bart, den er trägt, erst im Entstehen begriffen. Sherlock Holmes gibt ihm keine drei Monate Alter, diesem flockigen Bart, der den Fremden aber nicht überkleidet. Er ist ein hübscher Bursche, und Sherlock Holmes kann sich nicht klar darüber werden, an welche Augen die jenes Mannes ihn erinnern. Es sind braune Augen, wie man sie selten findet.

Der Fremde ist tadellos, elegant gekleidet. Er trägt einen Frack, hohen Kragen und weiße Krawatte, in der rechten Hand hält er eine Brieftasche. Diese Brieftasche ist neu, sie kann erst vor einigen Tagen gekauft worden sein, wie Sherlock Holmes sogleich feststellt. Sie enthält offenbar eine beträchtliche Anzahl von Banknoten, das stellt Sherlock Holmes mit einem schnellen, prüfenden Blick fest, während der Fremde einmal seine Brieftasche weit öffnet.

Sherlock Holmes verlässt nun seinen Platz. Er umschreitet den Spieltisch und kommt auf die andere Seite. Mit Mühe gelingt es ihm vorzudringen, bis er dicht hinter dem

Fremden steht.

Wieder öffnet dieser seine Brieftasche, zieht eine Tausendfrancnote heraus und wirft sie auf die Zahl Nummer sieben. Die Kugel schwirrt durch das Roulette, sie hüpfte von einem Feld auf das andere. Es herrscht lautlos Stille. Dann verkündet der Croupier mit lauter Stimme: »Sept!« Nummer sieben hat gewonnen!«

Der Fremde hat einen fünfunddreißigfachen Einsatz erbeutet.

»Papier oder Gold?«, fragte ihn der Chef der Partie, der die Kasse führt.

»Gold, wenn ich bitten darf«, antwortete der Fremde.

Mit der Harke schiebt ihm der Croupier sieben Rollen hinüber, von welcher jede fünftausend Franc in Louis d'or enthält.

Der Fremde akzeptiert ohne Weiteres die Rollen. Die Spielbank hat sie gezählt, hat sie gesiegelt, da fehlt kein Goldstück an der Summe.

»Entschuldigen Sie, Monsieur«, rief plötzlich Sherlock Holmes dem Fremden ins Ohr, »aber das alte Sprichwort wird bei Ihnen zur Wahrheit: Spinne am Abend, erquickend und labend. Es kriecht nämlich eine Spinne auf Ihrem Kragen herum. Wenn Sie gestatten, werde ich Sie von derselben befreien.«

»Sie sind zu liebenswürdig, Monsieur«, antwortete der Fremde, der die Goldrollen schon in seine Hosentasche versenkt hatte, »darf ich Sie wirklich bemühen?«

»Ohne Weiteres, das ist ja nur ein kleiner Dienst.«

Sherlock Holmes bürstete dabei an dem Kragen des Fremden herum, dabei biegt er für einen Moment den steif gebügelten Rockkragen des Smokings herum, und sagt:

»Jetzt hat sich die Spinne hinunter geflüchtet. Warten Sie, Monsieur, ich werde sie sogleich haben. Ja, nun habe ich sie auf die Erde geworfen. Ich werde sie tottreten.«

»Besten Dank, Monsieur, ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden, denn ich muss Ihnen gestehen, dass ich die Spinnen durchaus nicht leiden kann!«

»Ah, da tun Sie sehr unrecht daran, Monsieur«, antwortete Sherlock Holmes, »die Spinne ist weit besser als ihr Ruf, und ich sehe gar nicht ein, weshalb es so viel Menschen gibt, die solche Angst vor diesem nützlichen Tier haben. Sie werden aber gut tun, zu setzen, wenn Sie weiterspielen wollen, Monsieur«, fuhr Sherlock Holmes nach einer kleinen Pause fort, »man beginnt schon wieder aufs Neue!«

»Noch einmal meinen besten Dank«, versetzte der Fremde. Dann wandte er sich wieder dem grünen Tisch zu.

Sherlock Holmes aber prägte in diesem Moment seinem Gedächtnis fest die Worte ein: Flint Brothers - London, Piccadilly Street 33.

Sherlock Holmes wusste nun, was er wissen wollte! Der Smoking des Fremden, der noch ganz neu ist, wurde in London angefertigt; dieser Mann hat sich also noch vor kurzer Zeit in London aufgehalten.

Der Fremde spielte weiter, aber das Glück wandte sich nun energisch gegen ihn. Er hatte sich offenbar vorgenommen, die Bank zu sprengen, denn er spielte das Maximum, welches bei dem Roulette zulässig ist, nämlich viertausend Franc, und verlor, so oft die eiserne Mühle klapperte.

Sherlock Holmes schien außerordentliches Interesse an dem Glück und Ende dieses Spieles zu nehmen. Er beobachtete nämlich alle Bewegungen, und ganz besonders,

wenn der Mann mit dem bleichen Gesicht und dem leichten Anflug eines Vollbartes seine Briefftasche öffnete, konnte es sich der Detektiv nicht versagen, einen langen Hals zu machen und über seine Schulter zu sehen.

Vorläufig freilich ließ der Fremde die Briefftasche noch außer Gefechtslinie, denn er verspielte erst das Gold, welches er von der Bank erhalten hatte, und erst, als eine Rolle nach der anderen zu ihrer Quelle zurückgewandert war, öffnete er das Portefeuille und zog eine Tausendfrancnote hervor.

Sherlock Holmes hatte einen Bleistift aus der Tasche gezogen und auf seine Manschette machte er einen Strich, wenn der Fremde eine Tausendfrancnote dem grünen Tisch opferte.

Schon waren dreißig Tausendfrancnoten dahin, und Sherlock Holmes entging es nicht, dass sich des Spielers eine gewisse Unruhe bemächtigte.

Um die Mundwinkel des Mannes zuckte es, seine Brauen zogen sich düster zusammen, und seine fein geschnittenen Nasenflügel vibrierten.

Sherlock Holmes machte den einunddreißigsten Strich.

Der Fremde ließ eine Taille vorübergehen, ohne sich an derselben zu beteiligen. Er schien mit sich zu kämpfen, ob er weiterspielen sollte oder nicht. Dann opferte er den zweiunddreißigsten Tausendfrancschein.

Ihm folgte sehr bald der dreiunddreißigste, und Sherlock Holmes machte wenige Minuten später den vierunddreißigsten Strich auf die Manschette.

Nun öffneten sich die Augen des Detektivs weit, es spiegelte sich in ihnen eine fieberhafte Spannung wider. Es war, als käme es Sherlock Holmes darauf an, zu sehen, ob

der Fremde nun noch einen Tausendfrancschein aus dem Portefeuille herausziehen, und was er dann beginnen würde, wenn auch dieser den Weg der Spielbank gegangen sei.

Sherlock Holmes brauchte nicht lange zu warten. Aus der wesentlich zusammengeschrumpften Brieftasche zog der Fremde noch einen Tausendfrancschein und warf ihn mit zwei Fingern auf Zero.

Sherlock Holmes bannte förmlich die Roulettekugel mit seinen Blicken.

»Wenn er nur nicht gewinnt! Er darf nicht gewinnen«, flüsterte er ganz leise, so leise, dass die Umstehenden und am allerwenigsten der Fremde seinen frommen Wunsch hören konnten. »Gewinnt er, so bleibt meine Beobachtung fraglich, verliert er, dann ...«

Da verkündete der Croupier das Resultat. Der Fremde hatte verloren!

»Entschuldigen Sie, Monsieur«, sagte er im selben Moment zu Sherlock Holmes, »wollen Sie die Güte haben, mir Platz zu machen? Es ist zu heiß hier im Saal, und ich muss hinaus, um Luft zu schöpfen!«

»Ich bitte sehr, Monsieur«, antwortete Sherlock Holmes verbindlich und fuhr mit der Redseligkeit eines Kleinstädters fort, »Sie können sich gar nicht denken, wie ich mich über Ihr Spiel aufgeregt habe! Nein, wenn man sieht, wie das schöne Geld in die Kasse der Bank wandert, bekommt man ein wahres Fieber, auch wenn das Geld nicht das eigene ist!«

»So, so«, erwiderte der Fremde lachend, »das ist wahr, Sie haben ganz recht, Monsieur, guten Abend, Monsieur!«

Und er bahnte sich rücksichtslos den Platz durch die

Menge, welche die Spieltische umgab, und eilte, so schnell er es vermochte, dem Ausgang der Tür zu.

Sherlock Holmes blieb hinter ihm; um keinen Preis der Welt hätte der Detektiv diesen Mann aus den Augen gelassen. Es war immer derselbe Gedanke, der Sherlock Holmes in diesem Moment beschäftigte, und dieser Gedanke drängte sich zusammen in einer einzigen Zahl, und diese Zahl hieß: 35.

Fünfunddreißigtausend Franc hatte der Fremde verloren.

Fünfunddreißigtausend Franc hatte der ermordete Lord Frederic Woodville in den Morgenstunden des so verhängnisvollen Tages, an dem er durch Mörderhand sein Leben beschließen musste, gewonnen – fünfunddreißigtausend Franc in Tausendfrancscheinen, einen nach dem anderen hatte der Fremde auf den Tisch geworfen, und fünfunddreißigtausend Franc waren es, welche der Lord an jenem Morgen nachweislich nach Hause gebracht hatte.

Das hatte Sherlock Holmes aus dem Mund Miss Elliots erfahren, und Nancy war in diesem Falle eine Berichterstatterin, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln war.

Sherlock Holmes sah seinen Mann durch das Foyer gehen und in die Toilette treten, in welcher man die Mäntel ablegt. Es dauerte nicht lange, so kam er, mit Mantel und Zylinderhut bekleidet, wieder heraus.

Das hatte nur eine Minute gedauert, aber diese eine Minute hatte Sherlock Holmes genügt, sich an einen Jüngling zu wenden, der elegant gekleidet, eine Zigarette im Mund, draußen auf der Terrasse stand, die vom Kasino zum Hotel de Paris hinüberführt.

»Harry«, flüsterte Sherlock Holmes seinem Famulus zu, »ein Herr wird sogleich an dir vorübergehen, fahles Gesicht, ganz jungen, dunklen Vollbart. Gehe ihm nach, während ich mir meine Sachen hole, und benachrichtige mich dann, welchen Weg er eingeschlagen hat.«

»Sehr wohl, Mr. Sherlock Holmes«, lautete die leise Antwort.

Sherlock Holmes trat hinter eine Säule, ließ den Fremden ruhig an sich vorübergehen, gab Harry ein Zeichen, dass dies der Mann sei, den er im Auge behalten sollte, und schlüpfte schnell in die Garderobe hinein. So schnell er es vermochte, kehrte er zurück und eilte nun die breite Treppe der Terrasse hinunter, die Blicke fest auf den Boden gerichtet. Ein kleines, ganz hell leuchtendes Steinchen flimmerte ihm vom Boden entgegen; dreißig Schritte entfernt ein zweites, dann zwanzig Schritte entfernt ein drittes. Sherlock Holmes wusste nun, welchen Weg Harry und der Fremde genommen hatten.

## 6. Kapitel

### Die verschleierte Dame

Harry hatte die leuchtenden Steine für ihn ausgestreut, wie er es immer tat, wenn er dem Detektiv einen Weg bezeichnen wollte. Diesmal führte der Weg über das Hotel de Paris hinweg zum Park. Sherlock Holmes hatte seine Schritte so beschleunigt, dass er am Eingang des Parkes bereits auf Harry stieß.

»Dort«, sagte Harry und deutete dabei auf eine dunkle

Gestalt, die eine herrliche Palmenallee durchschritt, »dort ist er.«

»Gut, mein Junge«, antwortete Sherlock Holmes, weitergehend und ohne einen Moment stillzustehen, »hat der Fremde auf dem Weg mit jemanden gesprochen oder ein Zeichen gewechselt?«

»Weder das eine noch das andere, Mr. Sherlock Holmes, aber er ging sehr eilig und blickte mehrmals auf die Uhr, als ob er eine Verabredung einhalten müsse.«

»Vortrefflich – bleib immer hinter mir, Harry, im nötigen Abstand. Wenn ich dich brauchen sollte – das dritte Signal gilt!«

Harry blieb stehen. Sherlock Holmes eilte weiter und befand sich bald nur noch vierzig Schritt hinter dem Fremden.

Dieser drang immer tiefer und tiefer ins grüne Gewirr des Parkes von Monte-Carlo, in dieses Paradies von Bäumen und Blumen, dem kein zweites auf Erden gleicht.

»Man könnte glauben«, sagte sich Sherlock Holmes, »dass sein Spielverlust ihn zur Verzweiflung getrieben hat, und er seinem Leben, wie viele andere vor ihm, im Park von Monte-Carlo ein Ende bereiten will. Aber der Umstand, dass er mehrmals auf die Uhr gesehen hatte, schließt diese Vermutung fast sicher aus. Einem Menschen, der mit dem Leben abschließt, ist es gleichgültig, was die Uhr geschlagen hat. Ah - er steuert dort auf die Bank zu, die in dem von Rhododendronbüschen umgebenem Rondell steht. Umso besser, so werde ich mich in der Nähe der Bank verbergen können.«

Sherlock Holmes schlüpfte in das Gebüsch, während der Fremde ungeduldig neben der Bank auf- und abschrift.

Der Detektiv bemühte sich, der Bank näherzukommen. Aber eine Kaktushecke hinderte ihn daran, trotzdem befand sich Sherlock Holmes etwa nur zehn Schritt von der Bank entfernt. Er ließ sich auf die Knie nieder und wartete ruhig – wenigstens um vieles ruhiger als der Fremde, der immer die Uhr hervorzog und ungeduldig mit dem Fuß aufstampfte und bald nach rechts und bald nach links sich umschaute.

»Es ist klar«, sagte sich der Detektiv, »er erwartet hier eine Person. Ah, das enttäuscht ein wenig – nichts als ein zärtliches Tête-à-Tête? Verdammt, das wäre wenig!«

Dort, wo das Rondell einen schmalen Weg bis zum Strand hinuntersandte, war eine schlanke Frauengestalt aufgetaucht. Ein langer, eleganter Mantel umschloss ihre Gestalt, von dem kleinen Hut fiel ein Schleier herab, der ihr Gesicht vollständig verhüllte.

»Endlich!«, stieß der Fremde hervor und eilte der verschleierten Dame entgegen. »Du hast mich sehr lange warten lassen.«

»Sind wir allein – ganz allein – kann uns hier niemand sehen und beobachten?«

»Es gibt keinen einsameren Platz im ganzen Park. Hier sind wir sicher. Übrigens, was willst du denn – warum hältst du denn so sehr darauf, mit mir nicht gesehen zu werden?«

»Das fragst du noch? Um deiner schrecklichen Vergangenheit – um des furchtbaren Hauses willen, das du erst vor wenigen Wochen verlassen hast!«

»Bah, wer weiß darum. Ich spiele den Kavalier, leider nicht mit Glück. Du musst mir nochmals aushelfen. Deshalb habe ich dir meinen Brief geschickt und dich hierher

gerufen, sträube dich nicht, es muss sein!«

»Es wird sein«, antwortete die Frauenstimme, bei deren Klang Sherlock Holmes den Oberkörper streckte und die Augen öffnete, wie ein Schlachtross, das den ersten Trompetenton hört und nicht mehr zu halten ist, »es wird sein, aber nur unter einer Bedingung.«

»Und diese Bedingung?«

»Du schwörst mir, noch heute Nacht Monte-Carlo zu verlassen. Das hast du mir zwar schon vor einigen Tagen gelobt, als wir uns auf dem Meer trafen, aber – du hast natürlich nicht Wort gehalten, wie immer; du hältst dein Ehrenwort ja niemals!«

»Ich bitte, keine Beleidigung! Und unterlasse diese Moralpredigt. Gib mir zwanzigtausend Franc, und ich bin in vierzehn Tagen in Amerika!«

»Zwanzigtausend Franc? So viel habe ich nicht bei mir, ich habe eine kleinere Summe mitgebracht. Warte, ich will nachsehen – sind wir aber wirklich allein? Mich belästigt der Schleier, ich will ihn heben.«

»Tu es getrost, ich versichere dir, dass dich niemand sieht. Ich verspreche dir auch, heute Nacht noch abzureisen. Ich werde dir keine Ungelegenheit mehr bereiten. Also nur schnell, gib mir vorläufig das Geld, was du bei dir hast, morgen kannst du mir auf irgendeine Weise den Rest der zwanzigtausend Franc zukommen lassen.«

In diesem Moment hob die leise zitternde Hand des schlanken, jungen Weibes den Schleier empor.

»Nancy Elliot!«, rang es sich fast entsetzt über die Lippen Sherlock Holmes'. Seine Unterlippe zitterte, und seine Züge druckten Trauer und Enttäuschung zugleich aus. »Teufel – in welche Geschichte ist das junge, schöne Weib

da verwickelt? Halt, ihr Gesicht – und das des Fremden. Die nussbraunen Augen – Hölle und Teufel, was ist das?«

Sherlock Holmes hatte von rückwärts plötzlich einen fürchterlichen Stoß erhalten und war vornübergefallen, sodass er einen Moment mit der Stirn die Erde berührte.

Eine dunkle Gestalt war über ihn hinweggesprungen, aber auch von allen Seiten stürmten jetzt Männer auf das Rondell zu, und eine befehlende Stimme rief: »Umzingelt sie – sie können uns nichts entgehen. Steht – Miss Nancy Elliot – Ihr seid meine Gefangene!«

»Tölpel von einem Polizeipräfekten!«, fluchte Sherlock Holmes, indem er aufsprang. »Da stürzte sich alles auf ein junges Weib, und der andere – haha, er hat einen der Detektive niedergeschlagen und ist in die Büsche gesprungen! Warte, mein Junge, wenn dich die Jäger nicht fassen, so soll wenigstens der Jagdhund hinter dir her sein und deine Fährte verfolgen.«

Sherlock Holmes sprang über die Kaktushecke hinweg, er fragte nicht danach, dass er sich dabei seinen Anzug zerriss und seine Hände ein wenig verletzte. Im nächsten Moment tauchte er im Rondell auf, wo sich in diesem Augenblick eine erschütternde Szene abspielte.

Nancy Elliot lag bewusstlos in den Armen des Polizeipräfekten von Monte-Carlo, umringt von zehn Detektiven, welche ihr die Revolver entgegenstreckten.

»Es wird nicht nötig sein, sie zu fesseln«, hörte Sherlock Holmes den Polizeipräfekten sagen. »Sie kann uns nicht entgehen, wir haben die Mörderin Lord Frederic Woodvilles, Leute, und haben damit eine Aufgabe gelöst, auf die wir stolz sein können.«

»Den Teufel haben Sie gelöst, Herr Polizeipräfekt«, rief

Sherlock Holmes, der in diesem Moment seine sonstige Ruhe nicht bewahren konnte. »Lassen Sie Miss Elliot, denn sie ist unschuldig an dem Mord des Lords, wie Sie, Herr Präfekt, und ich es sind! Den Mörder des Lords haben Sie soeben entfliehen lassen!«

Dann kümmerte sich Sherlock Holmes nicht weiter um den Polizeipräfekten und die Detektive, sondern eilte, so schnell er es vermochte, den Weg zum Strand hinunter. Schon hörte er das Murmeln der Wellen, schon erblickte er das vom Mond beleuchtete Meer, als er plötzlich mit Harry zusammenprallte, und zwar so hart, dass der Junge zu Boden fiel.

»Schafskopf!«, rief Sherlock Holmes seinem Famulus zu. »Warum kriechst du mir denn zwischen den Beinen herum, da ich ihm auf der Fährte bin?«

»Wem, Mr. Sherlock Holmes?«, fragte Harry, indem er sich vom Boden erhob, »meinen Sie denn den Fremden, den wir vorher verfolgt haben?«

»Ja - ihn - ihn! Bist du ihm begegnet, Unglücksmensch? Warum bist du ihm nicht auf den Fersen geblieben?«

»Bin ich ja, Mr. Sherlock Holmes, aber ich konnte beim besten Willen nicht dorthin folgen, wohin er gegangen ist!«

»Wohin denn?«

»Ins Meer«, antwortete Harry, »er hat sich vor meinen Augen den Tod gegeben - er hat sich ins Meer gestürzt!«

»Guter Junge«, versetzte Sherlock Holmes, indem er Harry lächelnd die Wangen klopfte, »du glaubst auch, wenn einer eine Tabakpfeife zeigte, müsste es etwas zum Rauchen sein? Ins Meer gestürzt hat sich der Bursche wohl, das glaube ich, aber sich den Tod gegeben? Nein,

Harry Taxon, der Mörder Lord Frederic Woodvilles ist ein guter Schwimmer, und schwimmend ist er uns entkommen – für den Moment, wollen wir hoffen. Komm nun nach Hause, Harry!«

## 7. Kapitel

### Die Verhaftung

»Ich komme, Monsieur, mich bei Ihnen zu entschuldigen. Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, das geistige Gleichgewicht zu verlieren, aber in diesem Fall habe ich mich hinreißen lassen, das zu sagen, was ich lieber nur hätten denken sollen.«

Mit diesen Worten trat Sherlock Holmes eine halbe Stunde später in das Arbeitszimmer des Polizeipräfekten von Monte-Carlo.

Der hohe Beamte, der vor seinem Schreibtische saß, blickte ziemlich verdrießlich auf den Mann, der sich durchaus nicht hatte abweisen lassen und sich den Eintritt in sein Kabinett

förmlich erzwungen hatte.

»Monsieur«, antwortete der Polizeipräfekt, »dass Sie sich in meine Amtshandlung eingemischt und eine seltsame Kritik gefällt haben, dafür sollte ich Sie eigentlich mit einer Strafe belegen, aber ich verzeihe Ihnen. Dass Sie aber jetzt noch mitten in der Nacht herkommen, um mich zu stören, und zwar in einer sehr wichtigen Arbeit, das finde ich unverzeihlich.«

»Es ist meine Pflicht, zu Ihnen zu kommen, Herr Polizei-

präfekt«, antwortete Sherlock Holmes, »denn wir beide sind von demselben Wunsch durchdrungen, Sie und ich: Sie wollen den Mörder Lord Woodvilles entdecken – und ich auch.«

»Den Mörder Lord Woodvilles? Der ist bereits entdeckt«, gab der Polizeipräfekt zur Antwort, »und wenn Sie, was ich glaube, einer von den neugierigen Journalisten sind, die man niemals loswird, so sage ich Ihnen, dass der Mörder Lord Woodvilles sich bereits in unseren Händen befindet – oder vielmehr die Mörderin, wenn ich Ihnen das alles sagen will. Niemand anders als Mademoiselle Nancy Elliot, die Geliebte des Lords, hat ihn getötet.«

»Die arme Miss Elliot«, antwortete Sherlock Holmes vollkommen ruhig, »es gibt auf der ganzen Welt kein Geschöpf, das den Tod des Lords mehr betrauert als sie.«

»Ich bedaure, mein Herr, mich mit Ihnen nicht in eine Kontroverse einlassen zu können, und deshalb möchte ich ...«

»Wollen Sie mir nicht wenigstens gestatten, Ihnen meinen Namen zu nennen? Ich heiße Sherlock Holmes.«

»Sherlock Holmes? Der berühmte englische Detektiv? Ah, das ist etwas anderes – gestatten Sie, dass ich Ihnen die Hand drücke; bitte, nehmen Sie Platz.«

»Ich bin sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Herr Polizeipräfekt«, sagte Sherlock Holmes, den Händedruck herzlich erwidern, »und nun brauche ich Ihnen nicht erst zu erklären, dass ich eigens zur Entwirrung dieses kriminalistischen Rätsels nach Monte-Carlo gekommen bin. Ich füge noch hinzu, dass Lord Frederic Woodville mein Freund gewesen ist, und dass mir viel daran gelegen ist, den Mörder dingfest zu machen.«

»Nun, dann können Sie wieder abreisen, Mr. Sherlock Holmes«, antwortete der Polizeipräfekt mit vielsagendem Lächeln, »und die Gewissheit mitnehmen, dass das an Ihrem Freund verübte Verbrechen gesühnt werden wird. Mademoiselle Nancy Elliot ...«

»Ist vollkommen unschuldig; ich büрге Ihnen dafür, Herr Polizeipräfekt.«

»Sie – bürgen mir dafür? Wenn mir das nicht Sherlock Holmes sagte, würde ich lachen.«

»Es ist leider keine Veranlassung zum Lachen da«, sagte Sherlock Holmes, »denn der Mörder ist Ihnen in dem Moment entkommen, in welchem Sie nur Hand an ihn zu legen brauchten. Es war der Mann, der sich in Begleitung Miss Elliots befand.«

»Das war vielleicht ihr Helfershelfer, aber der intellektuelle Urheber des Mordes ist das Weib.«

»Das Weib – keineswegs. Haben Sie die Güte, Miss Elliot rufen zu lassen und sie zu hören. Ich will Ihnen aber schon im Voraus sagen, was sie uns berichten wird.«

»Hat sie Ihnen etwa Angaben gemacht, Mr. Sherlock Holmes, über die Persönlichkeit des Mannes, mit dem wir sie im Rondell des Parkes angetroffen haben?«

»Ganz und gar nicht – aber ich weiß, dass der Mann, in dessen Gesellschaft Sie Miss Elliot überraschten, ihr Bruder ist. Ich weiß ferner, dass der Bruder Miss Elliots soeben aus einem Zuchthaus gekommen ist, und zwar wahrscheinlich aus einem französischen Zuchthaus. Ich weiß endlich, dass dieser verkommene Mensch Miss Elliot mit Geldforderungen behelligt hat, und dass sie bestrebt war, ihn so schnell wie möglich aus ihrer Nähe fortzubringen, was angesichts der Vergangenheit eines solchen Subjekts

selbst einer Schwester nicht übelzunehmen ist.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Folgerungen und Schlüsse, Herr Polizeipräfekt. Dass die beiden Bruder und Schwester sind, hat mir ihre Ähnlichkeit verraten; dass der Mann aus einem Pariser Zuchthaus gekommen ist, habe ich an seiner Aussprache des Französischen gehört, denn er kennt eine Menge Wörter, die man nur in Patynolles, der verrufenen Vorstadt von Paris, hört. Offenbar war der Mensch mit Pariser Verbrechern im Zuchthaus zusammen und hat sich ihr Rotwelsch dort angewöhnt, wenigstens sich ihre Phrasen angeeignet, die dem Pariser Verbrecher ganz eigentümlich sind. Dass der Mann Geldforderungen an Miss Elliot gestellt hat, das habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört, denn ich habe ihr ganzes Gespräch im Rondell belauscht. Und nun, Herr Polizeipräfekt, haben Sie die Güte, Miss Elliot sofort aus ihrem Gefängnis holen zu lassen und unter meiner Bürgschaft auf freiem Fuß zu setzen.«

»Das ist leider nicht möglich, Mr. Sherlock Holmes«, sagte der Polizeipräfekt, »da Miss Elliot in einer tiefen Ohnmacht liegt und der Gefängnisarzt, den wir sofort rufen ließen, jedes Verhör mit ihr auf das Strengste verboten hat.«

»Hm, das ist traurig; aber in diesem Fall nützt es natürlich nichts; dann muss Miss Elliot, bis sie wieder erwacht und transportfähig ist, unter Ihrer Obhut bleiben. Ich hoffe, Herr Polizeipräfekt, dass Sie der Dame die mildeste Behandlung angedeihen lassen.«

»Jetzt, nachdem ich Sie gehört habe, Mr. Sherlock Holmes«, entgegnete der Polizeipräfekt, »bin ich Mademoiselle Elliot gegenüber zu jeder Genugtuung bereit, denn

ich glaube und weiß, dass Sherlock Holmes niemals irrt.«

»Leider nur zu oft«, gab Sherlock Holmes bescheiden zur Antwort, »und im Übrigen, wenn ich auch auf guter Fährte bin, kann mir das Wild immer noch entwischen. Das ist gerade im vorliegenden Fall geschehen. Ich bin nämlich der Meinung, Herr Polizeipräfekt, dass der Bruder Miss Elliots wirklich der Mörder des Lords ist, aber ohne, dass seine Schwester davon eine Ahnung hatte.«

»Wie wollen Sie diese Behauptung beweisen, Mr. Sherlock Holmes?«

»Für diese Behauptung habe ich allerdings vorläufig nur einige Beweise, welche erst halb und halb genügen. Ich stand dabei, als der Mann fünfunddreißigtausend Franc in Scheinen an der Spielbank verausgabte. Fünfunddreißigtausend Franc aber sind dem Lord Woodville gestohlen worden, nachdem er sie einige Stunden vorher an der Spielbank gewonnen hatte.«

»Ah, das ist schon ein ziemlich starker Beweis für die Schuld des Burschen!«

»Dann hatte er an der linken Hand, wie ich beobachtete, eine Risswunde«, fuhr Sherlock Holmes fort.

»Wo kann er sich dieselbe zugefügt haben?«

»Bei einer ungewohnten Arbeit, die er im Hotel de Paris verrichtet hat. Er hat sich nämlich dort als Telefonarbeiter eingeführt. Er hat eine Stunde lang dort in der Telefonzelle gearbeitet. Er hat die Decke derselben durchbrochen und ist auf diesem Weg in das Toilettenzimmer Miss Elliots hinaufgestiegen. Von da führt eine Tapetentür in die Gemächer des Lords. Wenn der Mörder seine Stiefel abgestreift hatte, konnte er leise auf den Socken den Salon durchschreiten, in das Arbeitszimmer Woodvilles hineingelan-

gen, da nur eine Tür dieses Zimmers, die nach dem Korridor führende, verschlossen war. So ist der Elende hinter den Sessel am Schreibtisch gelangt und hat dem Lord rücklings den Dolch in das Herz gestoßen.«

»Und das alles haben Sie schon herausgefunden, Mr. Sherlock Holmes? Ach, da haben Sie wieder einmal bewiesen, dass Sie ein Meister und wir Stümper sind.«

»Es war ziemlich leicht, Herr Polizeipräsident, und dann wissen Sie, wir haben in unserem Geschäft auch gewöhnlich Glück. Sagen wir also, ich war vom Glück begünstigt.«

»Sie sind außerordentlich bescheiden, Mr. Sherlock Holmes.«

Sherlock Holmes ließ vergnügt seine Finger knacken. »Ich habe vorläufig noch guten Grund, in dieser Angelegenheit bescheiden zu sein. Ich kenne zwar den Mörder, aber ich habe ihn noch nicht, doch ich hoffe, ihn noch heute Nacht zu verhaften.«

»Wo ist der Mann geblieben, als wir ihn im Park aufstöberten?«

»Vorläufig hat er sich in das Meer gestürzt.«

»In das Meer gestürzt? Dann ist er ertrunken!«

»Ah, beileibe nicht. Das hatte der Mann gar nicht nötig; wenn er nur ein passabler Schwimmer war, so ist er an einer anderen Stelle, vielleicht schon nach wenigen Minuten, an Land gestiegen und hat seinen Weg fortgesetzt. Aber gerade darin hegt unsere Chance, ihn heute Nacht noch dingfest machen zu können, Herr Polizeipräsident. Der Mann kann sich unbedingt nicht in seinen nassen Kleidern in sein Hotel zurückgetrauen, denn er hat ein böses Gewissen und müsste annehmen, dass die Kleider ihn verrä-

ten würden. Er muss sich irgendwo verborgen halten, wo er ein ganz sicheres Asyl zu haben

glaubt.«

»Aber wo könnte das sein?«, forschte der Polizeipräfekt kopfschüttelnd.

»Ich will es Ihnen sagen: in der Kammer der Mary Tillon, des Stubenmädchens im Hotel de Paris.«

»Ah, das ist das Mädchen, welches das Dolchmesser, die Uhr und die Krawattennadel in der Kammer des Kellners gefunden hat.«

»Gefunden haben will, Herr Polizeipräfekt. Die Person ist an dem Verbrechen beteiligt und hat mit ihrer Angabe absichtlich den Verdacht auf einen Unschuldigen lenken wollen. Hierbei hat sie noch eine kleine Privatrache befriedigt, denn sie hatte früher mit dem Kellner Baptiste ein Verhältnis, und dieser hat es einseitig gelöst.«

»In diesem Fall scheint mir Ihre Kombination doch zu weit zu gehen, Mr. Sherlock Holmes«, wandte der Polizeipräfekt ein.

»Durchaus nicht, Herr Polizeipräfekt. Ich will sofort sagen, worauf ich meine Vermutung basiere. Ich sagte Ihnen, dass der Mörder als Telefonarbeiter zu dem Hotel de Paris gekommen war, dass er von der Telefonzelle aus in das Stockwerk hinaufgestiegen sei. Wollen Sie die Güte haben, Herr Polizeipräfekt, mir zu erklären, woher denn der Mann die Lokalitäten so genau kannte, um zu wissen, dass über der Telefonzelle das Toilettenzimmer der Miss Elliot liege?«

»Vielleicht hat es ihm seine Schwester selbst gesagt.«

»Das ist ausgeschlossen – ebenso, dass er jemals die Gemächer Miss Elliots betreten hat. Von dieser Seite kam ihm

seine Wissenschaft nicht. Mary Tillon hat es ihm verraten, die seit zwei Jahren im Hotel des Paris bedienstet ist und die Räume und deren Lage im Haus ganz genau kannte.«

»Auf welche Weise soll er mit Mary Tillon zusammengekommen sein?«, warf der Polizeipräfekt ein.

»Da haben wir scheinbar eine Lücke«, erwiderte Sherlock Holmes, »aber auch nur scheinbar. Geben Sie Acht, Herr Polizeipräfekt, es wird sich Folgendes herausstellen: Miss Elliot musste einen Boten haben, den sie hin und wieder mit Briefen und Geldsendungen an ihren Bruder schickte. Wen braucht eine Dame für solche diskreten Dienste anders – als nur ihr Kammermädchen. Da nun Miss Elliot keine Zofe nach Monte-Carlo mitgebracht hat, so hat sie sich der Dienste Mary Tillons versichert, ebenso wie der Lord den armen Baptiste Hillard als seinen provisorischen Diener anstellte. Mary Tillon ist also mit den Briefen zu dem Bruder Nancys gekommen. Er hat durchschaut, dass der dieses Mädchen für seine Zwecke benutzen könnte, hat eine Liebschaft mit ihr angefangen und ihr schließlich mitgeteilt, dass er den Lord berauben wolle, um dann mit ihr nach Amerika zu entfliehen. Auf diesen schlechten Handel hat Mary Tillon sich eingelassen. Sie wird dafür ihr Strafe empfangen müssen, obwohl auch sie eigentlich die Betrogene ist; denn sie glaubte, es handle sich bei ihrem Geliebten nur darum, den Lord zu bestehen, während der Mörder mit dem festen Auftrag, Frederic Woodville zu ermorden, nach

Monte-Carlo gekommen ist.«

»Ah, das ist ja wieder etwas ganz Neues, was Sie jetzt vorbringen, Mr. Sherlock Holmes. Er sollte den Mord in irgendjemandes Auftrag vollbracht haben?«

»Ganz gewiss«, gab Sherlock Holmes ernst und entschlossen dem Polizeipräfekten entgegen. »Wir werden es noch wahrscheinlich aus dem Mund des Mörders selbst erfahren, wer ihm diesen Auftrag gegeben hat. Dass er den Lord noch obendrein beraubte, hat er nur getan, um sein Einkommen aus dem Verbrechen zu erhöhen. Nach der Bluttat ist der Mörder geflüchtet. In der Telefonzelle hat er das Ihnen bekannte Gespräch mit dem Direktor des Hotels geführt und traf dann mit Mary Tillon zusammen. Dieser hat er den blutigen Dolch und die geraubten Preziosen gegeben, um diese Beweise seiner Schuld vorläufig zu beseitigen. Er hat sich nur das bare Geld behalten, die fünfunddreißigtausend Franc, die er dem Lord gestohlen hatte.

Ich glaube, Herr Polizeipräfekt, ich habe ihnen jetzt eine Beweiskette gezeigt, in der kein Glied fehlt.«

»Kein Glied, Mr. Sherlock Holmes«, rief der Polizeipräfekt sich erhebend und mit einer Verbeugung dem Detektiv die Hand reichend, »und ich stehe nicht an, in das Urteil der ganzen Welt mit einzustimmen, welches lautet: Sherlock Holmes ist der größte Detektiv unserer Zeit.«

»Ich danke, bestens«, versetzte Sherlock Holmes lachend. »Jetzt aber werden wir so schnell wie möglich ans Werk gehen müssen. Haben Sie die Güte, Herr Polizeipräfekt, und geben Sie mir vier von Ihren Detektiven mit, die den Burschen in Empfang nehmen sollen.«

Der Polizeipräfekt erteilte sogleich die nötigen Befehle, und wenige Minuten später verließ Sherlock Holmes mit seinen Begleitern das Palais der Polizei und schritt mit ihnen dem Hotel des Paris zu.

»Wir müssen sehr vorsichtig zu Werke gehen«, sagte Sherlock Holmes, »denn ich muss ihn unbedingt lebendig in meine Hände bekommen, und wenn wir ihn nicht überraschen, so steht zu befürchten, dass er Selbstmord verübt. Aber da das Gerücht von der Verhaftung Miss Elliots noch nicht in das Hotel gedrungen sein kann, so denke ich, wird sich die Geschichte ziemlich leicht erledigen.«

Sie betraten das Hotel. Sherlock Holmes verständigte den Direktor, der noch an seinem Schreibtisch saß, mit einigen Worten von dem Vorgefallenen und bat ihn dann, sich mit ihm in die Gemächer Miss Elliots zu begeben.

Die vier Detektive blieben indessen am Fuße der Treppe stehen.

»Was wollen Sie jetzt tun, Mr. Sherlock Holmes?«, fragte der Direktor, als der Detektiv mit ihm den Salon Nancys betrat.

»Vor allen Dingen im Schlafzimmer Licht machen«, antwortete der Detektiv, »dann haben Sie die Güte, hier zu bleiben, Herr Direktor, und durch die elektrische Glocke das Kammermädchen herbeizurufen. Betritt sie dieses Zimmer, so sagen

Sie ihr, Miss Elliot sei plötzlich schwer erkrankt und sie solle sich zu ihrem Lager begeben.«

»Glücklicherweise hat Mary Tillon heute Nachtdienst«, antwortete der Direktor, »sonst würde sie auf das Glockenzeichen nicht kommen.«

Sherlock Holmes hörte diese Worte kaum noch, denn er war hinter der Tür des Schlafzimmers verschwunden.

Der Direktor drückte zweimal auf den Knopf der elektrischen Glocke. Es dauerte lange, bis an der Tür geklopft wurde. Der Direktor rief: »Herein!«

Die Tür öffnete sich, und Mary Tillon trat ein. Sie war völlig angekleidet und war nicht wenig erstaunt, den Direktor hier anzutreffen.

»Verzeihen Sie«, stieß Mary hervor, »aber ich glaubte, Miss Elliot hätte mich gerufen.«

»Miss Elliot ist schwer erkrankt«, entgegnete der Direktor, »ich fürchte das Schlimmste. Sie müssen heute Nacht an ihrem Bett wachen – begeben Sie sich in das Schlafzimmer der Dame!«

»O, mein Gott«, klagte Mary, »Miss Elliot ist eine so liebe Dame. Es wäre schrecklich, wenn auch sie – gewiss will ich alles tun für die Kranke, was in meinen Kräften steht. Aber hat man schon den Arzt geholt?«

»Er ist bereits drinnen«, antwortete der Direktor.

Mary eilte an ihm vorüber, öffnete die Tür und trat schnell ein.

Im nächsten Augenblick klappte die Tür hinter ihr in das Schloss, und das Stubenmädchen sah sich – Sherlock Holmes gegenüber.

»Was ist das?«, stieß Mary betroffen hervor. »Mr. Smith - wie kommen Sie hierher?«

»Ich bin der Arzt, den man gerufen hat«, antwortete Sherlock Holmes lächelnd, »aber nicht zu Miss Elliot, die sich gar nicht hier befindet, hat man mich gerufen, sondern zu Ihnen, Mary Tillon, und, wenn Sie nur halbwegs ein kluges Mädchen sind, und Sie werden ja hoffentlich unserer Landsmannschaft in dieser Beziehung nicht Schande machen, so werden Sie dem Mann, der das Schlimmste von Ihnen abwenden will, ein wenig entgegenkommen.«

»Ich verstehe Sie nicht«, presste das Mädchen erleb-

chend hervor. »Ihre Worte sind so seltsam, Mr. Smith.«

»Nennen Sie mich nicht Smith, nennen Sie mich ruhig Sherlock Holmes. Ich bin der Detektiv.«

Mary zuckte zusammen, als wenn der Blitz in sie hineingefahren wäre, dann begann sie am ganzen Körper heftig zu zittern und brach in einem Sessel nieder.

»Umso besser«, sagte Sherlock Holmes, »setzen wir uns. Und nun, mein liebes Kind, wer befindet sich in Ihrer Kammer?«

»Nie ... niemand«, erwiderte das Mädchen stockend.

»Leugnen Sie nicht – ein Mann befindet sich in Ihrer Kammer. Er ist mit sehr nassen Kleidern zu Ihnen gekommen; sehen Sie, man muss vorsichtig sein, Sie hätten sich nicht von ihm umarmen lassen sollen, hier ist noch ein nasser Fleck auf Ihrer Schürze.«

»O, mein Gott, welche Schande!«,

jammerte Mary. »Man hat mich immer für anständig gehalten und jetzt – was wird der Herr Direktor sagen, wenn er hört, dass ich einen Mann in meine Kammer eingelassen habe?«

»Ach, wenn es sich nur darum handelte«, versetzte Sherlock Holmes, »so wäre der Direktor wahrlich nicht ein solcher Unmensch und würde ein Auge zudrücken. Aber Sie wissen ganz gut, wer dieser Mann ist.«

»Wer ist es?«

»Der Telefonarbeiter.«

»Welcher Telefonarbeiter?«

»Der die Decke des Telefonzimmers durchbrochen hat und dann in das Toilettenzimmer Miss Elliots hinaufgestiegen ist.«

»Sir, ich schwöre Ihnen, ich weiß ...«

»Alles«, unterbrach sie Sherlock Holmes mit scharfer Stimme, »und wenn Sie länger leugnen, werde ich Ihnen Fesseln anlegen und Sie sofort in das Gefängnis transportieren lassen. Also heraus jetzt mit der Sprache: Was hat Ihnen der Mörder Lord Frederic Woodvilles anvertraut, weshalb wollte er den Mord begehen?«

Mary begann krampfhaft zu schluchzen.

Der Detektiv, der bisher an der Stelle gestanden hatte, trat vor sie hin und rief ihr zu: »Gestehen Sie, Unglückliche, das allein kann Ihre Strafe mildern!«

Mary Tillon gestand. Sie sagte genau dasselbe, was Sherlock Holmes dem Polizeipräfekten prophetisch vorausgesagt hatte: Miss Elliot habe sie als Botin zwischen sich und diesem Fremden verwendet. Sie habe Briefe und kleinere Summen Geldes zu ihm gebracht; der Mann habe ihr gefallen und, als er ihr den Antrag machte, mit ihm ein Liebesverhältnis einzugehen, habe sie Ja und Amen dazu gesagt. Später habe er ihr eröffnet, dass er mit ihr fliehen wolle, aber nicht die Mittel dazu besitze. Da sie heftig in ihm verliebt gewesen sei, habe er sie in seinen Plan eingeweiht. Sie habe ihm mitgeteilt, dass man vom Telefonzimmer aus, wenn man die Holzdecke abheben könnte, in das Toilettenzimmer Miss Elliots gelangen müsse. Und so sei der Mann, der sich ihr gegenüber Emilie Berlioz genannt hätte, in die Gemächer des Lords gelangt.

»Aber ich schwöre Ihnen, Mr. Sherlock Holmes«, rief das Mädchen wimmernd, »ich wusste nicht, dass er ihn ermorden würde.«

»Das glaube ich Ihnen«, antwortete der Detektiv, »und das wird Ihnen wahrscheinlich auch das Gericht glauben. Erbärmlich schlecht war es aber von Ihnen, dass Sie den

Verdacht auf den armen Baptiste lenken wollten!«

»Das war nur eine momentane Eingebung – ich hasste Baptiste, weil er sein Spiel mit mir getrieben hatte.«

»Herr Direktor«, rief Sherlock Holmes, »haben Sie die Güte und holen Sie jetzt die Detektive herauf. Dann führen Sie mich und zwei von den Leuten zu der Kammer des Mädchens.«

Bald befand sich Sherlock Holmes mit dem Direktor und zwei Detektiven auf dem Weg über die Treppe in das oberste Stockwerk des Hotels, während die beiden anderen Polizeiagenten Mary Tillon bewachten.

»Dort ist die Tür«, flüsterte der Direktor, »sie ist jedenfalls verschlossen.«

»Sie wird geöffnet werden«, gab ihm Sherlock Holmes ebenso leise zur Antwort. »Ihre Revolver bereit, meine Herren, wir haben es mit einem schweren Jungen zu tun.«

Damit zog der Detektiv seinen eigenen Revolver aus der Tasche und machte ihn schussfertig. Er klopfte an die Tür.

»Mary – Mary, bist du es?«, rief es von drinnen.

»Mach auf, Emile«, antwortete Sherlock Holmes, indem er eine Frauenstimme täuschend ähnlich nachahmte, »mach auf – ich bin's, mein Schatz.«

Von innen wurde ein Riegel zurückgeschoben, dann öffnete sich die Tür.

»Keinen Schritt, Bursche, oder dein Körper ist von Kugeln durchsiebt«, donnerte Sherlock Holmes dem hochgewachsenen Mann zu, der nur in seiner Unterwäsche stand, während über einen Sessel sein nasser Mantel, Rock und Hose zum Trocknen aufgehängt waren, »du siehst, dass du in unseren Händen bist – ergib dich, denn ich verhafte dich als den Mörder Lord Frederic Woodvilles.«

Der Überlistete knirschte mit den Zähnen, rollte mit den Augen, aber er ergab sich in sein Schicksal. Er konnte auch nichts anderes tun, denn schon hatten die Detektive ihn gepackt, und Sherlock Holmes presste ihm mit einem Paar soliden, englischen Stahlfesseln die Hände so aneinander, dass er sie nicht mehr rühren konnte.

»Und jetzt, meine Herren«, wandte sich Sherlock Holmes an den Direktor und die beiden Detektive, »haben Sie die Güte, mich mit diesem Herrn einige Minuten allein zu lassen. Den Mörder haben wir, aber noch nicht seinen Auftraggeber. Eine kurze Unterredung unter vier Augen zwischen ihm und mir – und wir werden alles wissen.«

Der Direktor und seine Begleiter zogen sich zurück. Sherlock Holmes war mit dem Verbrecher allein.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte er verbindlich, indem er einen Sessel herbeiholte, »wir beide werden ein wenig miteinander plaudern.«

Mit dem Morgenschnellzug, der Monte-Carlo verließ, reisten Sherlock Holmes und Harry Taxon ab; ihr Reiseziel war, wie ihre Billette sagten, Paris.

Vorher hatte Sherlock Holmes noch eine Unterredung mit Nancy gehabt, die er mit Gewalt davon abhalten musste, ihm die Hand zu küssen – sie nannte ihn ihren Retter, ihren Schutzengel.

Auch der arme Baptiste Hillard wurde am selben Morgen in Freiheit gesetzt. Er erhielt sowohl von Nancy als auch von dem Hoteldirektor ein namhaftes Geldgeschenk und wurde im Hotel de Paris wieder in Ehren aufgenommen.

## 8. Kapitel

### Maitre Ganache

Vor einem armseligen Vorstadthaus in Paris hielt ein eleganter Wagen, der Schlag wurde von innen geöffnet und ein hochgewachsener, sehr elegant gekleideter Herr sprang heraus.

Man sah ihm sofort den Aristokraten an und ein Menschenkenner hätte in ihm einen Engländer erkannt.

»John«, wandte er sich an seinen Diener, einen feisten Kutscher mit einem Bulldoggengesicht, »fahre mit den Pferden ein wenig auf und ab, aber nicht in dieser Gasse, sondern dort auf dem Boulevard der Vorstadt. Ich dürfte etwa eine Viertelstunde in Anspruch genommen sein und werde dich dann aufsuchen.«

Der Kutscher lüftete steif den Hut, und der Wagen entfernte sich, während der vornehme Herr an die Haustür trat und kopfschüttelnd ein kleines, armseliges, metallenes Schild musterte, auf dem die Worte standen: Pierre Ganache, Advokat.

»Unbegreiflich!«, stieß der englische Aristokrat hervor. »Was mag denn der Mann von mir wollen? Sein Schreiben war so dringend und in einem so rätselhaften Ton gehalten – nun, wir werden sogleich sehen.«

Er zog die Klingel und bald darauf wurde die Tür durch einen jungen Menschen geöffnet, der offenbar der Advokatschreiber war. Sein Anzug hätte besser sein können, und er machte ein Gesicht, als ob er beständig heftigen Hunger spürte.

»Ist Maitre Ganache zu Hause?«, fragte der vornehme

Herr, in den Hausflur tretend.

»Er ist in seinem Büro.«

»Bringen Sie ihm meine Karte.«

Aber kaum hatte der Advokatenschreiber einen Blick auf die Karte geworfen, als er ausrief: »Ah, Baronet Rudyard Biscount; Maître Ganache erwartet Sie; haben Sie die Güte, mir zu folgen!«

Über eine alte gebrechliche Holzterrappe führte der junge Mann den Fremden hinauf ins obere Stockwerk.

Baronet Biscount vermied es, seine Hand mit dem schmutzigen Geländer der Treppe in Berührung zu bringen, denn er fürchtete, seine gelben Glacehandschuhe zu verderben.

»Treten Sie ein, Monsieur«, sagte der Schreiber und öffnete dienstfertig die Tür. In einem Gemach, welches, wie es schien, zugleich Schlafzimmer und Büro war, denn in einer Ecke gewährte der vornehme Herr hinter einer zerissenen spanischen Wand ein armseliges Bett, saß an einem wurmstichigen Schreibtisch ein, wie es schien, in sich zusammengesunkener Mann mit einem echten verkniffenen Advokatengesicht.

Runzeln bedeckten das Gesicht, und unter dem schwarzen Samtkäppchen, das er trug, stahlen sich spärliche graue Haare hervor. Das Männchen hatte einen sehr fadenscheinigen schwarzen Rock an, schützte den rechten Ärmel desselben aber trotzdem noch durch einen von Fett und Tintenflecken starrenden Schreibärmel.

»Sie sind Maître Ganache?«, fragte der Baronet mit fast verächtlichen Blicken.

»Zu dienen«, antwortete das Männchen, während er eine tiefe Verbeugung machte, »Maître Ganache, Advo-

kat.«

»Sie haben mir geschrieben«, fuhr der Baronet fort, »und zwar in so seltsamer Weise, dass ich mich veranlasst gesehen habe, Ihrer Einladung zu folgen.«

»Wollen Euer Gnaden nicht die Güte haben, sich zu setzen?«, sagte Maître Ganache mit knarrender Stimme. »Junge, wirf diese Akten vom Sessel, wisch den Staub ab und rücke ihn Seiner Herrlichkeit zurecht, dann entferne dich.«

Nachdem dies geschehen war, befanden sich Maître Ganache und der vornehme Besucher endlich allein.

»Sie haben«, fuhr der Baronet fort, einen Brief aus der Tasche ziehend, »mir geschrieben, dass Sie mich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müssten. Sie behaupten, dass Sie in den Besitz von Papieren gelangt seien, durch welche Sie mir sehr unangenehm werden könnten. Es ist also, wie ich merke, auf eine Erpressung abgesehen.«

»Euer Gnaden wählen eine sehr unliebsame Bezeichnung für die Verhandlungen, die wir miteinander zu führen haben«, versetzte der Advokat, »aber nennen Sie es immerhin so.«

»Also dann kurz heraus - um was für Papiere handelt es sich?«

»Um jene Papiere«, antwortete Ganache mit scharfer, knarrender Stimme, während er die Blicke seiner grauen Augen fest auf das Antlitz des Baronets richtete, »welche den Tod Lord Frederic Woodvilles herbeigeführt haben!«

Baronet Bicount fuhr von seinem Sessel empor und trat dicht an den Schreibtisch des kleinen Advokaten.

»Was wissen Sie von dem Tod Lord Woodvilles?«, rief er. »Welche Papiere können Sie besitzen, die darauf Bezug

hätten? Es ist nicht wahr, was Sie sagen – Sie lügen!«

»Leugnen Sie, Lord Frederic Woodville gekannt zu haben?«, fragte Ganache.

»Wie könnte ich das denn leugnen? Lord Woodville war mein Freund; das heißt, bis vor zwei Jahren, dann veruneinigten wir uns wegen einer Kleinigkeit.«

»Wegen einer Kleinigkeit?«, fragte der Advokat lauernd. »Nun, so geringfügig dürfte wohl nicht der Anlass ihres Freundschaftsbruches gewesen sein, denn von dieser Zeit an, Herr Baronet, waren Sie ja beständig darauf bedacht, Lord Woodville aus dem Weg zu räumen.«

»Wer behauptet denn das?«, stieß der Baronet mit heiserer Stimme hervor.

»Wer? Erstens die Papiere, die ich in den Händen habe, zweitens der Zuchthäusler, den Sie gedungen haben, Lord Woodville zu ermorden und dem es leider nur zu gut gelungen ist, seinen Auftrag auszuführen und drittens ...«

Der Baronet sank förmlich zusammen. Ein düsterer Schatten flog über sein Gesicht. Für einen Moment schimmerten seine Augen feucht, aber er drängte die Tränen mit Gewalt zurück.

»Ich habe genug gehört«, rang es sich über seine Lippen, »ich weiß, dass ich mich in Ihren Händen befinde. Ich weiß auch, welche Papiere es sind, durch welche Sie mich zur Zahlung einer Summe zwingen wollen. Es sind die unglückseligen Briefe meiner Frau.«

Maitre Ganache knackte mit seinen mageren Händen, rückte das Samtkäppchen von einer Seite des Kopfes auf die andere und antwortete: »Sie vermuten ganz recht, Herr Baronet, es sind Briefe Ihrer Frau Gemahlin.«

»Welche die Unglückselige an Lord Woodville geschrie-

ben hat«, stieß der Baronet hervor. »Ah, es war mir nicht möglich, diese Briefe von ihm zu bekommen; diese Briefe, welche jetzt noch meine Ehre vernichten, obwohl das Äußerste geschehen ist, obwohl Lord Woodville von Mörderhand hinweggerafft wurde!«

»Von einer Mörderhand, welche Sie geleitet haben, Mylord!«

»Quälen Sie mich nicht, Maître Ganache«, presste der Baronet hervor, »wir beide werden einig werden. Ich werde Ihnen die Briefe, die Sie haben - meine Frau hat mir gestanden, dass es im Ganzen siebzehn sind - abkaufen. Ich werde ihnen für jeden Brief tausend Franc zahlen!«

»Und ich werde ihnen die Briefe nur unter einer Bedingung verkaufen«, versetzte Ganache. »Tausend Franc - ich könnte tausend Pfund Sterling erpressen - aber ich will es nicht, ich begnüge mich mit dieser Summe, immer jedoch nur, wenn Sie mir offen und ehrlich eingestehen, weshalb Sie Lord Frederic Woodville ermorden ließen.«

»Weshalb ich ihn ermorden ließ?«, presste der Baronet hervor. »Ich hatte ein gutes Recht dazu, sein Leben gehörte mir - es war mir verfallen! Und jene Bluttat, die im Hotel de Paris in Monte-Carlo geschehen ist, war kein Mord, sondern eine Hinrichtung!«

»Das Leben Lord Woodvilles gehörte Ihnen, sagen Sie?«, nahm Maître Ganache nach einer kleinen Pause das Wort. »Ich verstehe, ein amerikanisches Duell!«

»Ja, ein amerikanisches Duell ...«

»Nachdem Sie Lord Frederic eines Tages bei Ihrer Frau überrascht haben!«

»Das haben Sie aus den Briefen ersehen! Haha, ich stehe im Begriff, mich mit meiner Frau auszusöhnen und nach

Australien auszuwandern.«

»Ich habe von Ihnen nichts mehr zu hören«, versetzte Maître Ganache. »Die Sache ist klar! Ein Ehebruch im Haus des Baronet Biscount. Lord Frederic Woodville hat Gefallen an seines besten Freundes Weib gefunden. Der Freund entdeckt die Schuldige – ein amerikanisches Duell ist die Folge. Der Unterliegende muss in einem bestimmten Zeitraum von der Welt verschwinden; der Unterliegende war Frederic Woodville.«

»Er war es«, unterbrach ihn der Baronet mit heiserer Stimme, »er war es, und doch war – er zu feige, um sich zu töten.«

»Er hatte dafür eine Entschuldigung«, versetzte Maître Ganache mit eigentümlicher Stimme, die sogar einer gewissen Weichheit nicht entbehrte. »Er hatte indessen die wahre Liebe kennengelernt, er hatte Miss Nancy Elliot gefunden, zu der er sich aufrichtig hingezogen fühlte. Um ihretwillen trat er sogar seine Ehre mit Füßen und das Ehrenwort nicht ein, das er Ihnen verpfändet hatte!«

»So ist es, Maître Ganache, und nun sagen Sie selbst, hatte ich nicht

ein gutes Recht, ihn zu töten, da sein Leben verfallen war und er den Mut nicht aufbringen konnte, es selber zu tun? Zwischen uns beiden war außerdem, bevor das amerikanische Duell durch eine Partie Picket durchgeführt wurde, ausgemacht, hatte der Sieger das Recht haben sollte, ihn auf offener Straße niederzuschießen, oder aber ihn auf irgendeine andere Weise umzubringen.«

»Und das haben Sie redlich versucht, Herr Baronet«, versetzte Ganache, während ein Lächeln seine Lippen umspielte. »Zuerst in Indien, dann in der Regent Street in

London, dann im Coupé des Schnellzuges in Paris, dann durch eine Feuerbrunst, die Sie im Woodville House anlegen ließen, und nachdem dies alles fehlgeschlagen war, kam die große Katastrophe von Monte-Carlo. Ist es nicht so, Baronet?«

»Warum sollte ich es leugnen? Es ist so. Und Maître Ganache, Sie überraschen mich nicht mit dieser Mitteilung. Im Übrigen können Sie alles wissen, denn Sie werden mich nicht verraten. Sie werden mir die Briefe verkaufen, ein gutes Geschäft gemacht haben und dann – nun, Monsieur, geben Sie mir die Briefe. Ich habe mich mit Geld versehen und will Ihnen die siebzehntausend Franc sogleich auszahlen, morgen befinde ich mich auf dem Weg nach Sidney!«

In diesem Moment nahm der kleine Advokat sein Samtkäppchen ab und legte es vor sich nieder, dann seinen Kahlkopf, der eine Perücke war, und plötzlich richtete er sich vom Sessel auf. Und siehe da, seine kleine Gestalt wuchs und wuchs, bis ein schlanker, hagerer Mann mit kühnem Gesicht und klugen, rätselhaften Augen vor dem zurücktaumelnden Baronet stand.

»Eine Verkleidung!«, schrie der englische Edelmann auf und machte Miene, zur Tür zu flüchten. »Man hat mich getäuscht, hintergangen ...«

»Geben Sie sich keine Mühe, Baronet, durch diese Tür zu entfliehen«, antwortete die ruhige Stimme des langen, hageren Mannes, »die Tür ist von außen verschlossen, und sie wird sich nur mit meinem Willen für Sie auftun. Ich bin Sherlock Holmes, der Detektiv, und nun werden Sie wissen, was Sie zu tun haben.

Das elende Werkzeug, das Sie aussandten, Lord Wood-

ville zu töten, befindet sich seit zwei Tagen in den Händen der Justiz von Monte-Carlo, nachdem es mir gelungen war, den ganzen Mordplan zu enthüllen. Doch fürchten Sie nichts, Unglücklicher. Ich habe nicht die Absicht, Sie ins Zuchthaus, oder auf die Guillotine zu bringen, Sie werden selbst den Weg kennen, den Sie gehen müssen.«

Der Baronet stand wie zu Stein erstarrt da, seine Züge waren erschlafft, jeder Blutstropfen aus seinem Gesicht verschwunden.

»Also alles – alles am Tage!«, rief er.

»Alles, es fehlte nur noch ein Schlussstein, und den habe ich jetzt von Ihnen erhalten: Das amerikanische Duell. Und nun hören Sie mich an, Baronet, und prägen Sie sich jedes meiner Worte scharf ein. Es ist jetzt«, Sherlock Holmes zog die Uhr hervor und blickte auf das Zifferblatt derselben, »genau elf Uhr, zwanzig Minuten vormittags. Die Pariser Kriminalpolizei, die von Monte-Carlo benachrichtigt worden ist, wird Sie um zwei Uhr nachmittags verhaften. Sie haben also genau zwei Stunden, vierzig Minuten Zeit, in der Sie – Ihre Reise antreten können.«

»Meine Reise nach Australien?«, rang es sich über die Lippen des Baronets. »Sie wollten mich wirklich entfliehen lassen?«

»Ich habe nichts von Australien gesagt, ich sagte, einfach Ihre Reise. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass Sie auf Schritt und Tritt von Detektiven bewacht werden, und zwar seit gestern Abend. Baronet, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. Ich scheid von Ihnen mit der Überzeugung, dass Ihr unglücklicher Freund Woodville, der allerdings einen großen Teil der Schuld an allen diesen unglückseligen Verwicklungen trägt, bald gerächt sein

wird.«

Der Baron verbeugte sich tief und eilte zur Tür. Sherlock Holmes stieß einen kurzen Pfiff hervor, und die Tür wurde wie von Geisterhänden geöffnet. Wenige Minuten später ging unten die Haustür. Dann betrat der Advokaten-schreiber, der natürlich kein anderer war als Harry, das Gemach des angeblichen Maître Ganache.

»Hast du soeben einen Todeskandidaten aus dem Haus hinausgehen sehen, Harry?«, fragte Sherlock Holmes. »So wie dieser Baronet Biscourt sieht ein Mann aus, der nicht mehr über eine Stunde zu leben hat. Merk es dir, mein Junge, so gehen die Menschen zugrunde: Die besten Freunde, einer hätte für den anderen ohne Weiteres sich ein Ohr oder eine Hand abhauen lassen - eines Tages begegnet sich ihr Interesse auf demselben Punkt und da bricht die Freundschaft auseinander und sie reiben sich gegenseitig auf.

Harry, wir reisen heute noch nach London zurück – wir haben unsere Pflicht getan!«

Auf dem Boulevard der Vorstadt stieg der Baronet Biscourt in sein Coupé ein und befahl dem Kutscher, ihn nach Hause zu fahren. Als der Diener vor dem Portal des Hauses, welches der Baronet und seine junge schöne Frau bewohnten, den Kutschschlag öffnete, fiel ihm die Leiche seines Herrn entgegen. Der Baronet hatte sich während der Fahrt in seinem Coupé erschossen. Niemand konnte sich erklären, weshalb der reiche, vornehme, scheinbar so glückliche Engländer den Selbstmord begangen hatte. Noch weniger ahnte irgendein Mensch, dass der gewalt-same Tod des Baronets zusammenhing mit – der Bluttat von Monte-Carlo!

